Deutsche National-Bibliothek.

Volksthümliche Bilder und Erzählungen

aus
Deutschlands
Vergangenheit
und
Gegenwart.



Geschichte
der
Freiheitskriege
von
1813—1815.

Von
Dr. Fr. Ad. Wagler.

BERLIN
Halbband 28.
Verlag von E. Kobligk.

Deutsche

National-Bibliothek.

Volksthümliche

Bilder und Erzählungen

aus

Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart.

Dreizehnter Band.

Verlag von E. Kobligk
in Berlin.

Geschichte

der

Freiheitskriege

von

1813—1815.

Von

Dr. Fr. Ad. Wagler.

Verlag von E. Kobligk
in Berlin.

Vorbemerkung.

Die folgenden Blätter wollen weiter nichts geben als eine ganz schlichte, allgemein verständliche Erzählung der deutschen Freiheitskriege.

Was die Anordnung des Stoffes betrifft, so sind die Biographien der Hauptheldeu des Krieges — soweit dieselben nicht in die Erzählung selbst hineingehören — in die Einleitung verwiesen und dort in einem besonderen Abschnitte behandelt. Den Grund dieser Anordnung wird man leicht erkennen. Ebenso wird man es hoffentlich nicht mißbilligen, daß die Lieder und Gesänge aus der Zeit der Freiheitskriege in einem besonderen „poetischen Anhange“ zusammengestellt sind.

In Beziehung auf diesen poetischen Anhang sei uns noch eine Bemerkung gestattet. Der glühende Franzosenhaß, den viele Gedichte aus jener Zeit athmen und der namentlich in den Liedern von E. M. Arndt oft in sehr drastischer Weise zum Ausdruck kommt, war in den Verhältnissen begründet und hatte damals seine volle Berechtigung. Kein Verständiger aber wird einen solchen Haß immer wieder von Neuem schüren und ihn auf alle künftigen Geschlechter fortpflanzen wollen; vielmehr wird es die Aufgabe unserer Zeit sein, diesen Haß allmählich

zu mildern und zwei gleich mächtige und edle Nationen, nachdem sie auf blutigen Schlachtfeldern ihre Sache mit dem Schwerte ausgefochten haben, im Frieden einander wieder näher zu führen.

Luckau, September 1864.

A. W.

Inhalt.

los. „Soll man über den Rhein gehen?" Manifest der verbündeten Monarchen an Frankreich. Die Preußen unter Bülow in den Niederlanden. — Die große böhmische Armee und Blücher rücken in Frankreich ein. Die Franzosen ziehen sich vor der Uebermacht zurück. Blücher in Nancy. Kräftige Ansprache an die obrigkeitliche Deputation. — Napoleon eilt aus Paris herbei. Schlacht bei Brienne. Blücher und Gneisenau auf dem Schlosse. Schlacht bei La Rothiere. Blücher gegen Paris. Die Unglückstage von Champaubert, Montmirail, Chateau Thierry ꝛc. Napoleon ruft das französische Landvolk auf zur Vernichtung der nordischen Barbaren. Schrecken eines Winterfeldzuges. Neue Siegeshoffnungen der Franzosen. Schlacht bei Bar an der Aube. Napoleon gegen Blücher. Die Schlachten bei Craonne und bei Laon. Schwarzenberg siegt bei Arcis an der Aube. Die inneren Feinde Napoleons regen sich. Marsch der Verbündeten gegen Paris. Schlacht bei Fère Champenoise. Napoleon auf dem Wege nach dem Rheine. Umkehr. „Zu spät!" Capitulation von Paris. Treulosigkeit der Generale und Behörden. Die Bourbonen zurückberufen. Napoleon in Fontainebleau. Harte Kämpfe. Thronentsagung. Abschied von der alten Garde. Ludwig XVIII. in Paris. Der erste Pariser Friede. —

Der Fürstencongreß zu Wien. Schreckenskunde.

Fünfter Abschnitt: **Wiederbeginn des Kampfes im Jahre 1815. Die Schlachten bei Ligny und bei Belle-Alliance oder Waterloo. Napoleon als Gefangener von den Engländern nach St. Helena abgeführt. Der zweite Pariser Friede.**

Was veranlaßte den erneuten Sturz der Bourbonen? Napoleons Triumphzug durch Frankreich. Die Pariser Zeitungen. Napoleons Friedensversicherungen. L'empire c'est la paix. Erneuerung der Achtserklärung von Seiten der Verbündeten. König Mürats voreiliges Losschlagen; er wird von den Oesterreichern besiegt. Napoleon in Belgien. Blücher und Wellington. Die Schlacht bei Ligny und St. Amand. Blüchers Gefahr und Rettung. Nostiz. Gefecht bei Quatrebras. Heldentod des Herzogs von Braunschweig. Entscheidungskampf bei Belle-Alliance oder Waterloo. Zersprengung des französischen Heeres. Blüchers Dank an seine Soldaten. Blücher in Paris. Napoleon ergiebt sich den Engländern bei Rochefort. St. Helena. Der zweite Pariser Friede.

Schlußbetrachtung.

Poetischer Anhang.

Einleitung.

Wie die Jugend großer Männer gewöhnlich reich ist an Trübsal und schweren Kämpfen, so pflegen auch diejenigen Staaten oder Völker, die von der Vorsehung zu großen Dingen berufen sind, in ihrer Jugendzeit durch harte Prüfungen und Kämpfe für ihren künftigen Beruf vorbereitet zu werden. Dies bestätigt sich auch an unserem engeren Vaterlande, dem jugendlich emporstrebenden Preußen.

Das Königreich Preußen, die jüngste und kleinste unter den europäischen Großmächten, trat erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter Friedrich dem Großen aus dem Dunkel der Bedeutungslosigkeit hervor und erkämpfte sich in dem blutigen siebenjährigen Kriege (1756—1763) eine ehrenvolle und einflußreiche Stellung neben den mächtigsten Staaten unseres Erdtheils. Halb Europa hatte sich gegen Preußen vereinigt und wälzte von West und Ost, Nord und Süd seine zahllosen Schaaren gegen unser Vaterland heran, um den aufblühenden Staat zu zertrümmern und mit Feuer und Schwert den Namen des kleinen Königreiches vom Erdboden zu vertilgen. Allein alle Anstrengungen der übermächtigen und erbitterten Feinde vermochten nicht, die Standhaftigkeit eines heldenmüthigen Volkes und seines großen Königs

zu erschüttern. Mit Staunen und Bewunderung hatte die Welt dem ungleichen Kampfe zugeschaut, aus dem Preußen endlich mit Ruhm und Sieg gekrönt hervorgegangen war. Friedrich und das tapfere Preußenvolk wurden als die Helden des Jahrhunderts gefeiert, und ihre Namen lebten bald in Aller Munde. Auf den Schlachtfeldern von Roßbach und Leuthen, Prag, Zorndorf und Hochkirch hatte Preußen sich die Königskrone, die seine Herrscher seit fünfzig Jahren trugen, erst durch sein Schwert verdient und sich durch große Thaten einer noch größeren und ruhmreicheren Zukunft würdig bewiesen. —

Auf den glorreichen siebenjährigen Krieg folgte eine lange Waffenruhe. Von seinen Nachbarn geachtet und gefürchtet und durch ausgedehnte Länderstrecken, namentlich das reiche Schlesien, vergrößert, erholte sich Preußen unter der sparsamen und weisen Verwaltung seines Königs schnell von den Leiden und Drangsalen des Krieges und gelangte bald zu Glück und Wohlstand. Preußen galt unter Friedrich II. oder dem „alten Fritz,“ wie das Volk ihn später zu nennen pflegte, für eine Art von Musterstaat, und man wetteiferte mit einander, seine Einrichtungen, in denen man die einzige Quelle seiner Größe zu erkennen glaubte, auch in andern Ländern nachzuahmen; im Besonderen war das preußische Heerwesen für Viele ein Gegenstand unbedingter Bewunderung.

In der That war Preußen in den letzten Regierungsjahren des alten Fritz ein glückliches Land, und als der König nach einer sechsundvierzigjährigen segensreichen Herrschaft am 17. August 1786 durch den Tod abgerufen wurde, konnte er trotz der vorausgegangenen langen und schweren Kriege seinem Nachfolger nicht bloß ein zahlreiches Kriegsheer, sondern auch einen wohlgefüllten Staatsschatz hinterlassen. —

Allzu großes Glück führt aber bekanntlich zum Hochmuth,

und Hochmuth kommt vor dem Fall. In dem blinden Glauben an die Unfehlbarkeit und unübertreffliche Weisheit preußischer Staatseinrichtungen hielt man in der Verwaltung wie im Heerwesen mit ängstlicher Sorgfalt fest an gewissen äußeren Formen aus den Zeiten des großen Königs, ohne zu bedenken, daß jene Formen nur durch den Geist, der sie einst belebte, ihren Werth und ihre rechte Bedeutung erhalten hatten. Dieser Geist aber war im Laufe der Jahre mehr und mehr entwichen: an die Stelle gesunder Kraft war hochmüthige Erschlaffung getreten, und man konnte voraussehen, daß der erste kräftige Stoß das hohle Gebäude zertrümmern werde. Dieser verhängnißvolle Stoß ließ denn auch nicht lange auf sich warten. —

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war in unserem Nachbarlande, dem mächtigen und unruhigen Frankreich, eine große Revolution ausgebrochen, die das tausendjährige mittelalterliche Staatsgebäude mit seiner verhaßten Adels- und Priesterherrschaft und allen damit verbundenen Mißbräuchen unter den furchtbarsten Erschütterungen umgestürzt, zuletzt aber auch den französischen Königsthron unter den Trümmern begraben und die Grundlagen jeder gesetzlichen Ordnung vernichtet hatte. Ströme von Blut waren in dem unglücklichen Lande vergossen worden, und der schwache König Ludwig XVI. selbst hatte am 21. Januar 1793 in seiner Hauptstadt Paris das Blutgerüst besteigen müssen, auf dem schon Unzählige vor ihm gestorben waren. Aus dem blutgetränkten Boden erhob sich die französische Republik, die jedoch bald dem Kaiserreiche des gewaltigen Napoleon Platz machen sollte.

Napoleon Bonaparte, der Sohn und zugleich der Ueberwinder der Revolution, deren furchtbarer Abgrund durch ihn geschlossen wurde, war am 15. August 1769 zu Ajaccio auf der zu Frankreich gehörenden Insel Korsika geboren. Sein Vater war

ein adeliger Advokat. Schon als zehnjähriger Knabe kam Napoleon auf die Kriegsschule zu Brienne in Frankreich, wo er bald die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog. „Korse von Geburt und Charakter — wird er es weit bringen, wenn die Umstände ihn begünstigen.“ So urtheilte über ihn einer seiner Lehrer, und seine Worte sind in einer Weise in Erfüllung gegangen, von der damals noch Niemand auch nur die entfernteste Ahnung haben konnte. Beim Ausbruche der Revolution stand Napoleon in dem Alter von zwanzig Jahren; wenige Jahre später finden wir ihn als Obergeneral der französischen Armee in Italien, wo er unter den ungünstigsten Verhältnissen Sieg auf Sieg erficht gegen die zahlreichen und kriegsgeübten Heere der Oestreicher, die von ihm bald aus Oberitalien vertrieben werden. Nach kurzer Zeit ist Napoleon der Liebling seiner Soldaten und der Stolz des ganzen französischen Volkes. Um durch glänzende Kriegsthaten seinen Ruhm noch zu erhöhen und zugleich die Herrschaft der Engländer in Ostindien zu bedrohen, unternimmt Napoleon am Schlusse des Jahrhunderts (1798) den kühnen, fast abenteuerlichen Zug gegen Aegypten, erkämpft bei den Pyramiden einen großen Sieg über die wilden Mameluken, die damals das Land beherrschten, und hält darauf (am 25. Juli 1798) seinen Einzug in die Hauptstadt Cairo. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er 1799 als erster Consul an die Spitze des Staates gestellt und nöthigte im folgenden Jahre durch neue Siege in Italien die Oestreicher zu einem demüthigenden Frieden. — So stieg der kluge Sohn der Revolution mit Hülfe der revolutionären Bewegung von Stufe zu Stufe höher hinauf, bis er endlich im Jahre 1804 als Kaiser der Franzosen der unumschränkte Herrscher seines Landes und Volkes wurde.

Indessen waren die furchtbaren Umwälzungen in Frankreich

von den monarchisch gesinnten Nachbarn mit steigender Unruhe und Besorgniß beobachtet worden. Nicht ohne Grund fürchtete man, daß die revolutionären Bewegungen, unter denen das französische Staatsgebäude zusammengebrochen war, sich auch über die benachbarten Länder verbreiten und deren Fürstenthrone mit jähem Umsturz bedrohen könnten. Am dringendsten war die Gefahr für das vielgetheilte und thronenreiche Deutschland, das ohnehin dem Revolutions-Vulkan am nächsten lag und — was noch schlimmer war — selbst reichlich mit Zündstoff angefüllt war, der sich im Laufe der Jahrhunderte unter schlechten Regierungen bis zu einer höchst bedenklichen Höhe angehäuft hatte. Denn auch in unserem Vaterlande seufzte damals noch der größere Theil des Volkes in den Fesseln einer drückenden Adels- und Priesterherrschaft, sowie unter den Mißbräuchen einer schlechten Verwaltung. Es war daher nicht zu verwundern, daß die Revolution in dem Nachbarlande von vielen als der Anfang einer besseren Zeit mit Freuden begrüßt wurde; selbst die edelsten deutschen Männer scheuten sich nicht, offen als Lobredner derselben aufzutreten. Dies konnte den Fürsten und ihren Rathgebern nicht verborgen bleiben, und man mußte darauf denken, der drohenden Gefahr bei Zeiten mit wirksamen Mitteln entgegen zu treten. Das Nächste wäre wohl dies gewesen, daß man im eigenen Lande muthig Hand angelegt und durch zeitgemäßere Einrichtungen und Beseitigung der drückendsten Mißbräuche in der Staatsverwaltung den gefährlichen Zündstoff nach Kräften entfernt oder unschädlich gemacht hätte; allein dazu hatten die Regierungen meistens weder die Kraft noch den Willen. Leichter glaubte man zum Ziele zu gelangen, wenn man der Revolution selbst zu Leibe ging und die Quelle verstopfte, aus der ihre verderblichen Ströme hervorbrachen. In Frankreich mußte man den Feind angreifen: die Republik mußte niedergeworfen, der

französische Königsthron wieder aufgerichtet und im Nothfalle durch fremde Bajonette gestützt werden. An dem Gelingen des Werkes konnte man keinen Augenblick zweifeln. Wußte man doch von den adeligen Emigranten aus Frankreich, die, von der Revolution vertrieben, zu Tausenden ihr Vaterland verlassen und in Deutschland gastliche Aufnahme gefunden hatten, — wußte man doch von diesen ganz sicher, daß Frankreich selbst längst der Revolution überdrüssig war und nur auf den Augenblick wartete, wo es das verhaßte Joch einer rohen Volksherrschaft wieder abschütteln konnte. Als Freunde und Befreier, so versicherte man, würden die Deutschen überall begrüßt werden, wenn sie kämen, um Gesetz und Ordnung, Ruhe und Frieden im Lande wieder herzustellen und den Thron der vertriebenen Bourbonen von Neuem aufzurichten. Die Emigranten selbst erboten sich, die deutschen Freunde und Befreier auf ihrem Zuge nach Paris zu begleiten und ihre Triumphe mit ihnen zu theilen.

So ließen sich denn die mächtigsten beiden deutschen Fürsten, die Herrscher von Oestreich und Preußen, verleiten, mit bewaffnetem Arm in die inneren Angelegenheiten des Nachbarlandes einzugreifen, um die Revolution gewaltsam zu unterdrücken und das zusammengestürzte monarchische Staatsgebäude wieder herzustellen. Allein die Hoffnungen und Erwartungen, mit denen sie den Kampf unternommen hatten, wurden nur zu bald bitter getäuscht. Nicht als Befreier, sondern als Todfeinde wurden ihre Armeen in Frankreich empfangen, und nach den schwersten Verlusten sahen sie sich von den begeisterten Streitern der Revolutionsheere über die Grenzen des französischen Reiches zurückgeworfen. Ja, in Kurzem kehrte das Verhältniß sich um, indem die Franzosen von der Vertheidigung zum Angriff übergingen. Siegreich ergossen sich ihre Schaaren über die benachbarten Länder, namentlich über das deutsche Vaterland, das bei seiner Zerrissenheit ihnen keinen ernsten

Widerstand entgegensetzen konnte. Ueberall wurden die alten Verfassungen verändert oder vollständig umgestürzt.

Den höchsten Gipfel erreichte die Macht Frankreichs, als Napoleon I. den Kaiserthron bestiegen und dadurch alle Gewalt in einer Hand vereinigt hatte. Nachdem er sich im Jahre 1805 auch die lombardische Königskrone auf das Haupt gesetzt und in der „Dreikaiserschlacht" bei Austerlitz die verbündete Streitmacht von Oestreich und Rußland überwältigt hatte, richtete er seine Blicke auf das noch ungebeugte Preußen, das seine eiserne Hand bald am schwersten empfinden sollte.

Durch die Schlacht bei Jena, (den 14. October 1806) wurde die preußische Armee, der Stolz des Vaterlandes, vernichtet, und die Schöpfung des großen Friedrich in den Staub geworfen. Nach kurzem Widerstande lag Preußen wehrlos zu den Füßen des stolzen französischen Kaisers, und das junge Reich schien, wie ganz Deutschland, einem unvermeidlichen und ruhmlosen Untergange entgegen zu eilen.

Preußen mußte die Hälfte seiner Länder abtreten (es behielt nur etwa 2780 □Mln. mit 4½ Mill. Bewohner, sank also zu einem ganz unbedeutenden Staate herab!), und auch das, was die Gnade des Siegers ihm noch übrig gelassen hatte, war ganz der Willkür des Kaisers, seiner Marschälle, Generale und Beamten preisgegeben, von denen die verarmten Provinzen unbarmherzig bedrückt und mit unersättlicher Habgier ausgesogen wurden.

Da bemächtigte sich auch der Muthigsten und Besten des Volks eine trostlose Verzweiflung, und kaum wagte noch Jemand, an eine Wiedergeburt oder Befreiung des tief gesunkenen Vaterlandes zu glauben.

Aber grade durch diesen unerträglichen Druck, durch die Leiden der französischen Knechtschaft sollte die Erlösung von dem fran-

zösischen Joche und die Erhebung Preußens zu einem neuen, kräftigeren Leben vorbereitet werden. Zuerst erfolgte die innere Wiedergeburt des Volkes, dessen Kern unter einer rauhen Schale gesund und unverdorben geblieben war. Durch Aufhebung der Erbunterthänigkeit der Bauern, die bisher kein freies Eigenthum besessen hatten, — durch die Gründung einer neuen Städteordnung, die dem Bürger gestattete, in der Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten seine Stimme geltend zu machen, — durch Einführung der Gewerbefreiheit, Stiftung von Schulen und viele andere weise Einrichtungen und Anordnungen wurde die große Masse des Volkes leiblich und geistig emporgehoben, und die schlummernde Volkskraft erwachte auch bei uns zu einem neuen, ungeahnten Leben, durch welches bald die eisernen Fesseln des fremden Unterdrückers gesprengt und in einem furchtbaren Kampfe Preußen und mit ihm ganz Deutschland (denn die Geschicke beider sind von jetzt an eng verbunden!) vom Untergange gerettet werden sollte.

Nachdem Napoleon im Jahre 1809 das zu erneutem Entscheidungskampfe sich aufraffende Oestreich zum vierten Male niedergeworfen und sich bald darauf mit einer östreichischen Kaisertochter vermählt hatte, schien seine Oberherrschaft über das deutsche Vaterland für alle Zeiten dauernd begründet zu sein. Einzelne Aufstandsversuche, wie die von dem wackern Andreas Hofer in Tyrol und von dem tapfern Major Schill in Preußen, wurden schnell und mit blutiger Strenge unterdrückt: Hofer wurde zu Mantua als ein Empörer gegen seinen rechtmäßigen Herrn erschossen, und Schill fiel in den Straßen von Stralsund durch die Kugeln der mit den Franzosen verbündeten Holländer und Dänen.

Nun standen in Europa nur noch zwei Mächte unbezwungen dem gewaltigen Kriegsfürsten gegenüber: das große russische Reich

und das meerbeherrschende England. Das letztere hoffte Napoleon durch die sogenannte „Continentalsperre“ zu Grunde zu richten, welche den englischen Handel vernichten sollte. Um aber die Continentalsperre vollständig durchführen zu können, mußte der ganze Continent in seiner Gewalt sein, und Rußland mußte das Schicksal der übrigen Staaten des Festlandes theilen. Sein Fall mußte ganz von selbst auch den des brittischen Inselreiches nach sich ziehen und Frankreich zur unbestrittenen Weltgebieterin machen.

Im Sommer des Jahres 1812 war Napoleon mit einem Heere von 500,000 auserlesenen Streitern über den Niemen in Rußland eingedrungen, hatte die Russen in zwei großen Schlachten (bei Smolensk und an der Moskwa) besiegt und schon am 14. September seinen Einzug in die alte Hauptstadt des Czarenreiches gehalten, wo die Franzosen von den Anstrengungen des Feldzuges auszuruhen und ihre Gegner zu einem schnellen Frieden zu nöthigen gedachten. Allein ihre Hoffnung ging unter in den Flammen des brennenden Moskau, und im October mußte Napoleon mit seinem erschöpften Heere einen Rückzug antreten, auf welchem der größte Theil desselben durch Kälte, Hunger und das Schwert des rastlos verfolgenden Feindes aufgerieben wurde. Nach dem grauenvollen Uebergange über die Beressina, einen Nebenfluß des Dniepr, (den 29. November) war der geschlagene Kaiser selbst auf einem elenden Bauernschlitten seinen aufgelösten Schaaren vorangeeilt und erschien schon am 18. December in seiner Hauptstadt Paris, um der Bote seines eignen Unglücks zu sein und die Franzosen zu neuen Kriegsrüstungen aufzumuntern.

Von dem glänzenden Heere, das wenige Monate zuvor die russische Grenze überschritten hatte, erreichten kaum 30,000 Mann im elendesten Zustande das preußische Gebiet. Einzeln und truppweise wankten die Jammergestalten durch die Straßen von Königs-

berg, welches sie im Juni wohlgerüstet und mit stolzer Siegeshoffnung verlassen hatten. Jetzt waren die meisten von ihnen in halbverfaulte Lumpen gehüllt, und manche hatten zum Schutz gegen die grimmige Kälte Kopf, Arme und Beine mit Heu oder Stroh umwickelt. Die Straßen, die aus Rußland und Polen nach Preußen führen, waren allenthalben mit den Leichen von Menschen und Pferden, mit Waffen und Heergeräth besäet, und auch diejenigen Flüchtlinge, welche so glücklich waren, das befreundete Preußenland zu erreichen, trugen doch fast ohne Ausnahme schon den Tod im Herzen, dem sie vergeblich in den überfüllten Lazarethen von Königsberg, Danzig und anderen nahen Städten zu entrinnen suchten. Viele Tausend deutsche Männer und Jünglinge, besonders aus Würtemberg, Baiern, Sachsen und Baden, sind mit den Franzosen zugleich auf diesem Rückzuge aus Rußland umgekommen oder haben erst nach unsäglichen Leiden als elende Krüppel ihr Vaterland wieder erreicht. —

Auch Preußen hatte als Bundesgenosse Napoleons zu dem russischen Feldzuge eine Armee von mehr als 20,000 Mann stellen müssen, welche unter der Führung des General York mit dem französischen Marschall Macdonald vereinigt an der Ostsee entlang bis nach der Festung Riga in Livland (an der Mündung der Düna in den Rigaischen Meerbusen) vorgedrungen war. Sobald Macdonald, der den Oberbefehl über die vereinigten französisch-preußischen Streitkräfte hatte, die Nachricht von dem Rückzuge seines Kaisers aus Moskau erhielt, trat auch er mit seinem Armeekorps den Rückweg nach Ostpreußen an. Er wurde aber von den Russen verfolgt und hart bedrängt, und die Preußen, die nur mit Widerstreben für ihre französischen Unterdrücker gefochten hatten, freuten sich im Stillen über das Unglück ihrer hochmüthigen Bundesgenossen, von denen sie auf dem Marsche mancherlei Demüthigungen erfahren

hatten, und waren nicht abgeneigt, sich mit den Russen zu verständigen oder wohl gar mit ihnen ein Bündniß abzuschließen. York blieb mit seinen Preußen absichtlich etwas zurück und trat mit den Russen in geheime Unterhandlungen, die bald zu dem erwünschten Ziele führten. Am 30. December nämlich wurde in der einsam liegenden Mühle von Poscherun bei Tauroggen ohne Wissen und Zustimmung des Königs von Preußen, der noch an Napoleon festhielt, mit den Russen ein Waffenstillstand abgeschlossen, der später — freilich erst nach einigen Monaten! — in ein Freundschaftsbündniß überging.

Der Jubel bei den preußischen Regimentern war groß, und laut wünschten die Offiziere ihrem General Glück zu dem kühnen Entschlusse. Allein York wußte sehr wohl, wie verhängnißvoll der Schritt, namentlich für ihn selbst, werden konnte. „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute," sagte er, „aber mir Altem wackelt der Kopf auf den Schultern."

Indeß suchte er seine eigenmächtige Handlungsweise nach Kräften vor dem Könige zu rechtfertigen. „Ew. Majestät," schreibt er demselben, „lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde noch im letzten Augenblicke die süße Beruhigung haben, daß ich als treuer Unterthan sterbe, als wahrer Preuße, als ein Mann endlich, der nur das Beste des Vaterlandes wollte." „Jetzt oder nie, fügt er hinzu, sei der Zeitpunkt, wo der König sich von dem übermüthigen Bundesgenossen losreißen könne, dessen Absichten in Betreff Preußens noch immer in ein besorgnißerregendes Dunkel gehüllt seien."

Trotz dieser Rechtfertigung mußte der König die That des Generals Anfangs auf das entschiedenste mißbilligen, ja er wollte ihn sogar vor ein Kriegsgericht stellen, doch kam dieser Beschluß glücklicherweise nicht zur Ausführung, und schon nach wenigen

Wochen hatte man Ursache, die Kühnheit Yorks zu segnen, da sie den ersten Anstoß zur Erhebung des Vaterlandes gab. —

Die Aufregung in Preußen war indeß von Tage zu Tage gestiegen. Man glaubte in dem schrecklichen Ausgange des russischen Feldzuges ein offenbares Gottesgericht zu erkennen, und in den Flammen von Moskau sah man das Morgenroth der aufgehenden deutschen Freiheitssonne. Alles erwartete mit Ungeduld die Kriegserklärung gegen das verhaßte Frankreich. Dennoch verging der erste Monat des neuen Jahres (1813), ohne daß der König einen entscheidenden Schritt gegen Napoleon zu thun wagte, der die wahre Gesinnung seines unfreiwilligen Bundesgenossen nur zu gut kannte und deshalb alle Bewegungen desselben mit dem größten Mißtrauen überwachen ließ.

Friedrich Wilhelm III., der allen gewagten Unternehmungen abhold war und seinem Lande die Schrecken eines neuen Krieges zu ersparen wünschte, suchte den französischen Kaiser durch wiederholte Zusicherung seiner Treue und Anhänglichkeit zu beruhigen. Das ganze Volk aber drängte immer entschiedener zum Bruche mit Napoleon. Die preußischen Befehlshaber in den Städten, die zunächst von den bunt durcheinander heranziehenden russischen und französischen Heerhaufen berührt wurden, kamen dabei in eine sehr üble Lage. Denn beide Parteien, die Russen wie die Franzosen, wollten als Freunde aufgenommen sein und verlangten dringend Unterstützung an Lebensmitteln, Waffen und Mannschaften. „Wir sind eures Königs Bundesgenossen und kommen, um euch und euer Land gegen die nordischen Barbaren schützen zu helfen. Darum vereinigt schnell eure Streitkräfte mit den unsrigen!“ So sprachen die Franzosen; die Russen aber wollten als Retter und Befreier von der französischen Knechtschaft behandelt sein und verlangten, daß die Preußen eiligst zu den Waffen greifen und mit ihnen ge-

meinschaftliche Sache machen sollten, um das angefangene Werk zu vollenden, die Franzosen schnell aus Deutschland zu vertreiben und sie über den Rhein zurückzujagen. In der That wurden die Russen fast überall in den preußischen Landen als Freunde und Befreier mit lautem Jubel aufgenommen; nur die Truppenführer und die Behörden wagten noch immer nicht, sich offen für sie zu erklären, sondern suchten den Aufforderungen von beiden Seiten möglichst auszuweichen. Denn sie wollten erst die Entscheidung ihres Königs abwarten.

Gegen Ende Januar verlegte Friedrich Wilhelm III. seinen Wohnsitz aus der Residenz des Landes, wo er von französischen Truppen umringt war, nach Breslau in Schlesien und erließ von dort aus am 3. Februar einen Aufruf, worin er die Jugend des Vaterlandes aufforderte, zu den Waffen zu greifen — ohne jedoch den Feind, dem es galt, näher zu bezeichnen. Das war aber auch kaum nöthig. „Gegen Frankreich!“ war die allgemeine Losung, die dem Könige überall entgegentönte, wo er sich blicken ließ; selbst die Knaben riefen sie ihm laut auf der Straße nach, indem sie jauchzend ihre Mützen schwenkten.

Die Kriegsrüstungen wurden indessen im ganzen Lande mit dem größten Eifer betrieben, und Ostpreußen hat das Verdienst, allen andern Provinzen mit dem besten Beispiel vorangegangen zu sein, indem es ganz aus eignen Mitteln in zwei bis drei Monaten nicht weniger als zwanzig Landwehrbataillone und sechszehn Schwadronen Reiter ausrüstete. Dem muthigen Ostpreußen schlossen sich zunächst Pommern und Schlesien an. Breslau aber war seit der Ankunft des Königs gleichsam das Herz des Vaterlandes: hier vereinigte sich um den geliebten und schwergeprüften Monarchen die ganze Kraft und Begeisterung der Nation und strömte von hier aus zündend und lebenerweckend in die entferntesten Glieder.

Schlag auf Schlag folgten jetzt die Entscheidungen. Am 28. Februar wurde zu Kalisch ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Preußen und Rußland unterzeichnet; am 15. März kam der russische Kaiser Alexander selbst nach Breslau, und am 17. März endlich erließ König Friedrich Wilhelm III. von Breslau aus den bekannten Aufruf „An Mein Volk“, welcher jeden Zweifel über die Absichten und die künftige Stellung Preußens beseitigte, indem er dem Kaiser Napoleon offen den Krieg erklärte. Nachdem der König im Eingange des Aufrufes den Krieg gegen Frankreich vor Europa und seinem eignen Lande gerechtfertigt hat, fährt er also fort:

„Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! „Ihr wißt, was ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt; ihr „wißt, welches euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibet „eingedenk der Güter, die unter ihnen die Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, „Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenket des großen Beispieles „unserer mächtigen Verbündeten, der Russen; gedenket der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und „Niederländer! — Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß und nicht gering „die Zahl und die Mittel unsrer Feinde. Ihr werdet jene lieber „bringen für das Vaterland, für euren angeborenen König, als „für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, „eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die „euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth

„und der mächtige Beistand unsrer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber „welche Opfer auch von den Einzelnen gefordert werden mögen, „sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht „aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. — Es ist der „letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unser Dasein, „unsre Unabhängigkeit, unsern Wohlstand; keinen anderen Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegen „gehen, weil ehrlos der Deutsche nicht zu leben vermag; allein „wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester „Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern glorreichen Frieden „und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit." —

Mit unbeschreiblicher Begeisterung wurden diese königlichen Worte von dem ganzen preußischen Volke aufgenommen. Alles eilte zu den Waffen: Beamte und Studenten, Handwerker und Kaufleute, Lehrer und Schüler, — keiner wollte zurückbleiben, und wer nicht selbst das Schwert führen konnte, der suchte durch die Gaben, die er auf dem Altare des Vaterlandes niederlegte, das große Unternehmen zu fördern. Edle Frauen brachten ihren Schmuck und ihre Juwelen, Bräute ihre Verlobungsringe, Kinder ihre Sparpfennige und selbst arme Dienstboten gaben freudig ihr Scherflein zur Bekleidung und Bewaffnung unbemittelter Krieger her. Die Opferwilligkeit war so allgemein, daß man sich auf eine Aufzählung von Einzelnheiten gar nicht einlassen kann; indeß das Vaterland wird das, was damals geschah, nie vergessen, und namentlich werden solche Züge, wie der von jenem jungen Mädchen, welches, da es nichts Anderes zu geben hatte, sich ihr schönes langes Haar ab-

schneiden ließ, um das dafür gelöste Geld beisteuern zu können, stets in dankbarer Erinnerung bleiben! —

Als der König am 17. März Abends im Breslauer Theater erschien, wurde er mit beispiellosem Jubel und Enthusiasmus empfangen. Die Schauspieler waren kaum im Stande weiter zu spielen, denn bei jeder Stelle, die nur die entfernteste Beziehung auf die Zeitverhältnisse zuließ, wurden sie durch lauten Zuruf oder rauschenden Beifall unterbrochen, der gar kein Ende nehmen wollte. Es war, wie ein Augenzeuge berichtet, als wollte man dem Könige sagen: „Siehe, da sind wir — Alle für Einen, und Du, unser König, Einer für Alle! Kampf, Blut, Rache, Freiheit, Sieg oder Tod — das ist es, was wir von Dir verlangen!" —

Eine solche Begeisterung mußte zuletzt auch den König mit freudiger Zuversicht erfüllen, und diese Zuversicht sollte in dem jetzt ausbrechenden Kampfe glänzend gerechtfertigt werden.

Daß aber das schwache, bis auf das Blut ausgesogene und gänzlich niedergetretene Preußen mit solcher Siegesfreudigkeit in den Kampf gegen einen übermächtigen Feind gehen konnte, das verdanken wir vor Allem den vortrefflichen Einrichtungen von Stein und Scharnhorst, die während der Zeit der Schmach und Erniedrigung des Vaterlandes still und unermüdlich an der Wiedergeburt des Volkes gearbeitet hatten. In dem General Scharnhorst verehren wir den Begründer der preußischen Landwehr, durch welche unser Volk in der That zu einem „Volke in Waffen" gemacht wurde. Die preußischen Landwehrmänner haben in den blutigen Schlachten des Freiheitskrieges mit der Linie oder dem stehenden Heere an Tapferkeit und Vaterlandsliebe gewetteifert, und wenn sie auch Anfangs von den Linien-Regimentern wegen ihres schlechten Aussehens manchmal verspottet wurden, (man nannte sie „Kreuzbauern", von dem Kreuze, das sie an

der Mütze trugen, und wollte sie überhaupt nicht als ordentliche Soldaten gelten lassen!), so mußte dieser Spott doch gar bald verstummen, und nach den Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz bekam man den gebührenden Respekt vor den „Kreuzbauern" aus Pommern und Brandenburg.

Nur so wurde es möglich, daß das kleine Preußen in den beiden Feldzügen von 1813 und 1814 außer 300,000 Mann an Linientruppen nicht weniger als 149 Landwehrbataillone und 124 Eskadrons, zusammen 140,000 Mann Landwehr ausrüsten und in den Kampf senden konnte.

Als Auszeichnung für heldenmüthige Streiter im Freiheitskriege wurde von dem Könige eine neue Stiftung gemacht, nämlich die des eisernen Kreuzes, welches an Offiziere und Gemeine ohne Unterschied des Ranges vertheilt werden sollte, und Tausende sind nach Beendigung des Krieges mit diesem wahrhaften Ehrenzeichen geschmückt in die friedlichen Hütten des Landmannes oder in die ärmlichen Werkstätten des Handwerkers zurückgekehrt, um das Schwert wieder mit dem Pfluge oder mit Hammer und Meißel zu vertauschen.

Ehe wir aber zur Darstellung der Freiheitskriege selbst übergehen, wollen wir uns noch mit denjenigen Männern, die auf dem Kriegsschauplatze als Feldherrn oder auch als Staatsmänner und Rathgeber der Mächtigen eine wichtige Rolle gespielt haben, vorläufig schon etwas näher bekannt machen. Auf preußischer Seite sind hier besonders folgende Namen zu nennen: Blücher, Gneisenau, Yorck, Bülow, Kleist, Tauentzien, sowie der oben genannte Freiherr von Stein mit seinem treuen Freunde, dem biederen E. M. Arndt, und der General Scharnhorst. Dazu kommt noch eine große Menge weniger bedeutender, aber nicht weniger

edler Männer, unter denen wir beispielsweise nur den Freischaarenführer Major von Lützow, den jugendlichen Dichter Theodor Körner und den Turnvater Jahn nennen wollen. — Wir wenden uns, wie billig, zuerst zu unserm Marschall „Vorwärts", dem alten Vater Blücher.

Gebhard Leberecht von Blücher,

Fürst von Wahlstatt, stammt aus Mecklenburg (er war am 17. December 1742 zu Rostock geboren), verlebte aber einen großen Theil seiner Jugendjahre bei Verwandten auf der Insel Rügen. Hier sah er einst bei einem Truppendurchmarsche schwedische Husaren, und die munteren Reiter in den glänzenden Uniformen machten auf den kaum fünfzehnjährigen Knaben einen so lebhaften Eindruck, daß er sogleich bei sich beschloß, als Husar in schwedische Dienste zu treten. Bald nach seinem Eintritt aber — es war im Anfange des siebenjährigen Krieges — wurde er von einem preußischen Husaren nach muthiger Gegenwehr gefangen genommen, und im Jahre 1760 finden wir den achtzehnjährigen Blücher als Kornet in demselben preußischen Husaren-Regimente, welches er später so oft zum Siege geführt hat. Durch seinen Leichtsinn wurde der junge Kornet in mancherlei böse Händel verwickelt. Eine vermeintliche Zurücksetzung im Avancement (gegen einen Mann, der nach Blüchers Meinung weiter kein Verdienst hatte, als daß er „der Sohn eines Markgrafen" war) gab die Veranlassung, daß er schon nach wenigen Jahren als Premierlieutenant — so weit hatte er es endlich 1772 gebracht — vom Könige in nicht eben höflicher Weise seinen Abschied forderte. Friedrich d. Gr. antwortete sehr ungnädig: „Der Rittmeister Blücher ist hiermit entlassen und kann sich zum Teufel scheeren!" Nachdem Blücher sich mit einem reichen Fräulein verheirathet und das Gut Großraddo in Pommern

gekauft hatte, widmete er sich eifrig der Landwirthschaft. Doch zum Landwirth war er nicht geboren, und gleich nach dem Tode des großen Königs trieb ihn die alte Neigung wieder unter die Husaren. Im Jahre 1793 führte er als Oberst sein Regiment über den Rhein gegen die Franzosen; 1806 kämpfte er als Generallieutenant in der unglücklichen Schlacht von Auerstädt und mußte sich am 6. November bei Lübeck den verfolgenden Feinden (ihr Führer war der spätere Kronprinz von Schweden) aus Mangel an Munition und Lebensmitteln ergeben, wurde aber später gegen den französischen General Victor wieder ausgewechselt. Nach dem Frieden zu Tilsit machte ihn der König zum General-Commandanten von Pommern, mußte ihn aber, wie man behauptet, auf Napoleons Verlangen, bald darauf von Neuem in den Ruhestand versetzen.

Als Blücher im Frühlinge 1813 noch einmal zum Schwerte griff, war er ein siebzigjähriger Greis, aber er hat als Greis seine Heldenlaufbahn eigentlich erst begonnen, und im heißesten Schlachtgetümmel schien er wieder zum Jünglinge geworden zu sein. Blüchers Heldengestalt werden wir im ganzen Laufe des Krieges stets hervorragen sehen über alle anderen. Seine Tapferkeit und sein unverwüstlicher Humor machten ihn zum Lieblinge der Soldaten, während seine natürliche und ungesuchte Bescheidenheit, seine Treue und Zuverlässigkeit ihm auch das Vertrauen der Herrscher verschafften.

Wer kennt nicht das herrliche „Blücherlied“ von E. M. Arndt, das uns den greisen Helden so lebendig vor die Augen führt?

Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schaut, wie ihm leuchten die Augen so klar,
O schaut, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein!
u. s. w. (s. unten).

Als Blücher 1814 nach England kam, wollten sich die Leute um ihn, wie man zu sagen pflegt, fast zerreißen. Man trug ihn auf den Schultern durch die Straßen von London, spannte ihm die Pferde aus, um selbst den Wagen zu ziehen, und die Damen brachten es soweit, daß er beinahe kein Haar mehr auf dem Kopfe behielt, weil jede eine Locke von ihm haben wollte. — Nach Beendigung des Krieges zog sich der greise Feldmarschall auf seine Güter zurück und starb nach kurzem Krankenlager zu Krieblowitz in Schlesien, den 12. September 1819. — Zu Blücher gehört nothwendig als zweiter

August Neidhart, Graf von Gneisenau,

der „Kopf" des alten Feldmarschalls, wie Blücher selbst ihn scherzhaft genannt hat, weil Gneisenau die Schlachtpläne zu entwerfen oder doch im Einzelnen auszuarbeiten pflegte, die dann von Blücher durchgeführt wurden. — Gneisenau war der Sohn eines östreichischen Offiziers und erblickte das Licht der Welt mitten im Getümmel des siebenjährigen Krieges. Seine Mutter war ihrem Manne in das Feld gefolgt und kam am 28. October 1760 in dem sächsischen Städtchen Schilda unerwartet mit einem Knaben nieder. Einige Tage später (nach der Schlacht bei Torgau) rücken Preußen in das Städtchen ein, und die kranke Wöchnerin muß auf einem Bauerwagen fliehen. Es war eine dunkle Novembernacht, und das Kind entglitt den Händen der halb bewußtlosen Mutter. Ein östreichischer Grenadier nahm den schreienden Säugling auf

von der Straße und behielt ihn bei sich, bis der Tag anbrach und man die Mutter desselben fand. Die Unglückliche starb bald darauf in Folge der ausgestandenen Drangsale. Das Kind ward einer Soldatenfrau übergeben, mit der es unstät umherwandern mußte. Später kam der Knabe in die Hände einer harten Stiefmutter, die es, wie Gneisenau selber sich ausdrückt, „zwar nie an einem Stück Schwarzbrot, wohl aber öfter an Sohlen auf den Schuhen fehlen ließ." — Als Student gelangte Neidhart in den Besitz einer kleinen Erbschaft, die ihn zu einem etwas allzu lustigen Leben verleitete. Er wurde relegirt und trat in östreichischen Militairdienst, aus dem er aber ebenfalls bald wieder entlassen wurde. — Im Frühjahr 1782 ging der zweiundzwanzigjährige Secondelieutenant Neidhart mit 400 M. ansbach-baireuthischer Hilfstruppen nach Amerika, kehrte aber, da es für ihn dort nichts mehr zu thun gab, nach kurzem Aufenthalt in die deutsche Heimath zurück und trat 1786 in preußische Dienste. Durch Talent und unermüdliches Studium schwang er sich bald zum Kompagniechef empor. Nach dem Gefecht von Saalfeld ward er zum Major befördert und im folgenden Jahre (1807) mit der Vertheidigung der Festung Kolberg beauftragt. Hier hat Gneisenau sich durch die Rettung der preußischen Waffenehre großen Ruhm erworben. Als aber unser Vaterland i. J. 1812 sich zu dem Bündnisse mit Frankreich genöthigt sah, verlangte Gneisenau seinen Abschied und ging nach England. Das folgende Jahr führte ihn nach Preußen zurück, und als Chef des Blücherschen Generalstabes hat er bekanntlich das Meiste beigetragen zu den glänzenden Siegen, die das schlesische Heer auf den zahlreichen Schlachtfeldern in Deutschland und Frankreich erfochten hat. — Als daher die englische Universität Oxford dem alten Blücher den Doktorhut verlieh, sagte er scherzend: „Wenn Ihr mich

zum Doktor macht, müßt Ihr den Gneisenau mindestens zu meinem Apotheker machen; denn der hat mir die Pillen gedreht!" —

Wir kommen zu dem strengen, wortkargen, finsteren General York, den wir schon oben als den kühnen Führer auf dem Wege zur Freiheit kennen gelernt haben.

Hans David Ludwig von York,

Graf von Wartenburg, geboren in demselben Jahre wie der Dichter Friedrich Schiller (1759, den 26. September), stammt aus einem pommerschen Adelsgeschlecht. Sein Vater hatte vier Brüder, die alle auf den Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges einen rühmlichen Tod gefunden hatten. Auch unser York ging sehr jung unter die Soldaten, wurde aber schon 1780 wegen eines Zerwürfnisses mit einem Vorgesetzten cassirt und zu einjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Auf der Citadelle zu Königsberg hatte er Muße darüber nachzudenken, daß der Soldat seinem Vorgesetzten gegenüber stets Unrecht haben soll. Nach Abbüßung seiner Strafe ging York 1781 nach Holland, machte als holländischer Offizier zwei Feldzüge in Indien mit (1783 und 1784); kehrte aber dann nach seinem Vaterlande zurück und wurde nach dem Tode Friedrichs d. Gr. wieder in der preußischen Armee angestellt, in der er sich nach einigen Jahren bis zum Obersten emporschwang. Nach der Schlacht bei Jena wurde er mit Blücher bei Lübeck gefangen, aber bald darauf ebenfalls ausgewechselt. Wie er i. J. 1812 als Befehlshaber des preußischen Hilfskorps im russischen Feldzuge entscheidend eingriff in die Geschicke des Vaterlandes, das haben wir oben gesehen; wir werden aber auch im weiteren Verlaufe unserer Erzählung seinem Namen sehr häufig begegnen. Namentlich sind die Schlachten an der Katzbach, bei Wartenburg, Möckern und Laon hauptsächlich durch seine Mitwirkung gewonnen worden. Der Sieg von

Wartenburg verschaffte ihm den oben angegebenen ehrenden Beinamen. Bei seinen Soldaten war er mehr gefürchtet als geliebt. Wegen seines mürrischen Wesens pflegten sie ihn „die alte Warnungstafel“ zu nennen und gingen ihm gern aus dem Wege. Einige Jahre nach dem Kriege (im Mai 1821) verlieh ihm der König die Marschallswürde, deren er sich aber nicht lange erfreute. Er starb an seinem schönsten Ehrentage, dem 3. October, dem Schlachttage von Wartenburg, in dem eben genannten Jahre zu Klein-Oels in Schlesien.

Ein rechtes Gegenstück zu dem ernsten und fast menschenfeindlichen Feldmarschall York, aber ein echt deutscher Held, schlicht und einfach, tapfer und bescheiden ist

Friedrich Wilhelm von Bülow,

der Sieger von Großbeeren und Dennewitz (daher Graf von Dennewitz genannt), dessen Verdienste man gewöhnlich zu gering veranschlagt. Bülow hat unter den schwierigsten Verhältnissen, unter einem Oberbefehlshaber, der ihn mehr hinderte als unterstützte, mit schlecht bewaffneten und wenig geübten Truppen die glänzendsten Siege über die besten französischen Heerführer und weit zahlreichere Armeen erfochten. Seine Bescheidenheit aber war Schuld, daß Andere (namentlich der schwedische Kronprinz Bernadotte) ihm den besten Theil des Ruhmes entziehen konnten. Indeß wurde doch auch damals schon das wahre Sachverhältniß von vielen durchschaut, und als Bernadotte nach dem Siege von Großbeeren das Hauptverdienst sich und seinen Schweden aneignen wollte, die gar nichts gethan hatten, strafte ihn der Berliner Witz durch ein Spottgedicht, worin es hieß:

„Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
„Er zählt die Häupter seiner Lieben,
„Und sieh, es fehlen ihm nur — Sieben! —

Bülow war der dritte Sohn eines preußischen Edelmannes, der im ersten schlesischen Kriege unter den Fahnen des großen Friedrich gestritten, dann aber sich auf sein väterliches Erbe in der Altmark zurückgezogen hatte. In Folge von schweren Unglücksfällen, die über die Familie hereinbrachen, verfiel der Vater, der ohnehin zum Trübsinn und zum Grübeln neigte, in tiefe Schwermuth, und unser Friedrich, der am 16. Februar 1755 zu Falkenberg geboren war, hatte in seiner Jugend viel trübe Stunden. In dem Alter von vierzehn Jahren brachten ihn seine Eltern nach Berlin, wo er als Fahnenjunker in die Armee eingereiht wurde. König Friedrich Wilhelm II. erwies ihm später die hohe Ehre, daß er ihn zum Gouverneur des lebhaften und ritterlichen Prinzen Louis Ferdinand machte, und als solcher begleitete er 1793 seinen jungen Schützling während des Feldzuges in Frankreich. Da gab es denn öfter schlimme Auftritte mit dem leidenschaftlichen Fürstensohne, wobei Bülow Gelegenheit hatte, seine Ruhe und Entschlossenheit zu zeigen.

Die Schmach von Jena (1806) hat Bülow nicht getheilt, vielmehr hat er nach der Schlacht sich in mehreren kleineren Gefechten, sowie durch die Vertheidigung der Festung Thorn an der Weichsel, vortheilhaft ausgezeichnet. Im Jahre 1811 ward er Ober-Commandant von Ost- und Westpreußen, und nach der Niederlage der Franzosen in Rußland finden wir ihn eifrig beschäftigt mit der Bildung und Ausrüstung der Landwehrbataillone, die unter seiner Leitung später so große Thaten vollbracht haben. Nach dem Ausbruche des Krieges nämlich kam Bülow zur sogenannten Nordarmee unter den schwedischen Kronprinzen.

Den Ausspruch seines jüngeren Bruders Heinrich, welcher behauptete: „Friedrich Wilhelm ist der dümmste von uns Brüdern!“ hat unser Bülow glänzend zu Schanden gemacht. Er war ebenso

gebildet als tapfer. Mit Recht hat Preußen ihm in seiner Hauptstadt einen Ehrenplatz neben Blücher, Gneisenau, Scharnhorst und Yorck eingeräumt.

Weniger hervorleuchtend als die bisher Genannten sind die beiden Generale Kleist von Nollendorf und Tauentzien, die zu den Sternen zweiter Größe gehören.

Friedrich Boguslaus Emanuel Graf Tauentzien

von Wittenberg, der treue Waffengefährte des General Bülow, dem er durch seinen tapferen Beistand die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz gewinnen half, war am 15. September 1760 zu Potsdam geboren. Sein Vater war General der Infanterie in der Armee des großen Königs und stand um jene Zeit in Breslau, welches von den Oestreichern belagert, von ihm aber mit großer Umsicht vertheidigt wurde. Auch unser Tauentzien trat schon als fünfzehnjähriger Knabe in preußische Militairdienste. In der Schlacht bei Jena commandirte er die Avantgarde des Hohenloheschen Corps, mit der er sich am 28. October bei Prenzlau den Franzosen ergeben mußte.

Nach dem Ausbruche des Krieges von 1813 leitete er zuerst die Belagerung von Stettin, später aber kam er als Commandeur des vierten preußischen Armeecorps, welches meist aus Landwehr bestand, ebenfalls zur Nordarmee. Während der Schlacht von Großbeeren (s. unten) hatte er das Dorf Blankenfelde besetzt, das er mit seinen Landwehrmännern gegen die wüthenden Angriffe des General Bertrand auf das tapferste vertheidigte. Auch die Schlacht bei Dennewitz wurde vorzugsweise durch seinen heldenmüthigen Widerstand gegen die Uebermacht des Marschall Ney gewonnen (vergl. unten). — Nach der Schlacht bei Leipzig, an der er nicht theilnehmen konnte, wurde ihm die Belagerung der

Elbfestungen Torgau, Wittenberg, Magdeburg übertragen. Der blutigen Erstürmung von Wittenberg (im Januar 1814) verdankt er den Ehrennamen „Tauentzien von Wittenberg".

Emil Friedrich Graf Kleist von Nollendorf

stammt aus einem Geschlecht, das von jeher viel tapfere Söhne zu unseren Kriegen gestellt hat. Am bekanntesten ist aus dem siebenjährigen Kriege der Dichter Ewald Kleist, der in der Schlacht bei Kunersdorf bei Erstürmung einer russischen Batterie tödtlich verwundet wurde und bald darauf in Frankfurt a. O. starb, wo ihm ein Denkmal errichtet ist. — Unser Emil Friedrich Kleist, geb. den 9. April 1762 zu Berlin, war lange Adjutant des Königs Friedrich Wilhelm III. gewesen und hatte als General 1812 unter Yorck den Feldzug in Rußland mitgemacht. Sein Hauptverdienst war, wie wir bald sehen werden, der kühne Gebirgsmarsch über die Nollendorfer Höhen, durch den die Einschließung und Gefangennehmung des französischen Generals Vandamme im Kulmer Thale herbeigeführt wurde. Daher auch sein Name „Kleist von Nollendorf".

Wir kommen jetzt zu einem Manne, der zwar keine blutigen Schlachten gewonnen, der aber für Preußen doch mehr gethan hat als irgend einer von denen, die als Feldherren an der Spitze gewaltiger Armeen in den Kampf zogen. Es ist dies der

Freiherr Karl vom und zum Stein,

gewöhnlich kurzweg der Freiherr von Stein genannt, — „alles Bösen Eckstein, alles Guten Grundstein, aller Deutschen Edelstein" — der Mann, der in der That den ersten Grund gelegt hat zu allem Großen und Guten, was seit einem halben Jahrhundert in unserem Vaterlande geschehen ist. Stein war, wie

viele von denen, die in jener Zeit für Preußens Größe gewirkt haben, kein geborener Preuße, sondern stammte aus einem alten nassauischen Adelsgeschlechte; er trat aber frühzeitig in preußische Staatsdienste und hatte hier Gelegenheit, die Gebrechen kennen zu lernen, an denen der Staat Friedrichs des Großen in seinem Innern zu leiden hatte. Vergeblich hatte Stein auf diese Gebrechen hingewiesen und offen und laut zu Reformen gerathen, die damals dem Staate vielleicht großes Unglück hätten ersparen können. Erst als die äußerste Noth hereingebrochen war und Niemand mehr zu helfen wußte, als die feigen Höflinge König und Vaterland im Stiche ließen und nur auf ihre eigene Sicherheit bedacht waren, da erinnerte man sich des „trotzigen, hartnäckigen und widerspenstigen Staatsdieners" (wie man Stein noch kurz vorher genannt hatte), und der König stellte ihn im Juli 1807 mit fast unbeschränkter Vollmacht an die Spitze der ganzen preußischen Staatsverwaltung. In dieser hohen Stellung blieb Stein allerdings nur sehr kurze Zeit, da er schon im folgenden Jahre, von Napoleon geächtet, Preußen und Deutschland verlassen mußte, dennoch hat er in den wenigen Monaten seiner Verwaltung eine Saat ausgestreut, die bald die reichsten Früchte tragen sollte. Denn sie fiel auf einen empfänglichen Boden und wurde von Anderen späterhin sorgsam weiter gepflegt. Stein ging nach Rußland, wo er fortfuhr, an dem Sturze Napoleons und an der Wiedererhebung Deutschlands, namentlich Preußens, zu arbeiten. Im Winter von 1812 zu 1813 sehen wir ihn mit seinem treuen Gefährten E. M. Arndt, von dem sogleich die Rede sein wird, hinter den fliehenden französischen Heeresmassen im leichten Schlitten über die mit Leichen und Trümmern bedeckten Schneefelder Rußlands der Heimath zueilen, wo er Alles aufbietet, um — als „Bevollmächtigter des russischen Kaisers"

— Preußen von dem französischen Bündnisse loszureißen und zu den Russen hinüberzuziehen, was ihm denn auch endlich gelungen ist.

Auf den Grabstein des größten preußischen Staatsmannes konnte man mit Recht später folgende Inschrift setzen: „Demüthig gegen Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier."

Zu Stein gehört als sein unzertrennlicher Freund und Begleiter

Ernst Moritz Arndt,

der Sänger „des deutschen Vaterlandes", der deutsche Biedermann und Todfeind aller Welschen. Arndt war den 25. December 1769 in Schoritz auf der Insel Rügen geboren und wurde von seinem Vater, einem derben und braven Landmanne, äußerst einfach und streng erzogen. Schon als Knabe mußte er fleißig auf dem Felde und im Hause helfen (die Pferde in die Schwemme reiten, Rinder zur Weide treiben war seine tägliche Beschäftigung!), und wenn die Ernte kam, gab es für ihn und seine Geschwister wenig freie Stunden. Am meisten sorgte der Vater für eine kräftige Entwickelung des Leibes, und Moritz stand an Körperkraft und Gewandtheit hinter keinem seiner Genossen zurück. Im Jahre 1787 wurde Arndt auf das Gymnasium nach Stralsund gebracht, studirte dann in Greifswalde und Jena Theologie und Philosophie, und nachdem er einen großen Theil von Europa zu Fuß durchwandert und vieler Menschen Art und Sitten durch eigene Anschauung kennen gelernt hatte, wurde er 1806 Professor in Greifswalde, mußte aber während der französischen Herrschaft ebenfalls sein Vaterland

verlassen und in Schweden eine Zufluchtsstätte suchen. Im August 1812 ging er zu dem Freiherrn von Stein nach Petersburg, mit dem er, wie wir eben sahen, im nächsten Winter nach Deutschland zurückkehrte, zu dessen Befreiung er auf das kräftigste mitgewirkt hat. Später ward er Professor in Bonn, mußte aber in Folge von elenden und grundlosen Verdächtigungen im Jahre 1820 seine Stelle niederlegen. Erst zwanzig Jahre nachher ward er durch König Friedrich Wilhelm IV. in sein Amt wieder eingesetzt und hat dann bis zu seinem Tode (er starb den 29. Januar 1860 in einem Alter von mehr als 90 Jahren!) mit jugendlicher Frische und Begeisterung für die Größe des deutschen Vaterlandes gearbeitet, dem er, so zu sagen, jeden Athemzug seines langen Lebens gewidmet hat. Deutschland wird seiner nie vergessen! —

Der Nächste in unsrer Reihe war der General Scharnhorst — „der deutschen Freiheit Waffenschmied", wie er mit vollstem Rechte genannt wird. Denn während der Freiherr von Stein den kranken Staatskörper von innen heraus zu heilen und ihm neue gesundere Säfte zuzuführen suchte, sorgte Scharnhorst für die kriegerische Wehrhaftigkeit desselben gegen den äußeren Feind. So haben beide Männer, Stein und Scharnhorst, einander in die Hände gearbeitet.

Gerhard David von Scharnhorst,

Sohn eines hannöverschen Bauern, war am 10. November 1756 zu Hämelsee geboren (er hatte also einen Geburtstag mit zwei anderen „Waffenschmieden" des deutschen Volkes, nämlich mit Luther und mit Schiller!) — stand zuerst in hannöverschen, dann (seit 1801) in preußischen Diensten, wurde als Oberst bei Auerstädt verwundet, mit Blücher bei Lübeck gefangen, kämpfte nach seiner Auswechslung in der Schlacht bei Eylau noch einmal

gegen die Franzosen, wurde nach dem Frieden als Direktor ins Kriegsdepartement berufen und legte durch das sogenannte „Krümpersystem", wonach die Soldaten nach kurzer Uebungszeit einstweilen aus dem Dienste entlassen wurden, den Grund zur preußischen Landwehr, die ursprünglich ein Erzeugniß der Noth war. Preußen hatte sich nämlich im Frieden von Tilsit verpflichten müssen, nicht mehr als 42,000 M. Soldaten zu halten; durch jene Einrichtung aber machte es Scharnhorst möglich', daß man, ohne den Vertrag zu verletzen, im entscheidenden Augenblicke große Massen von streitbaren Männern ins Feld stellen konnte. Auch brachte Scharnhorst den Soldatenstand selbst, der — wenigstens soweit es die Gemeinen betrifft — nicht eben in hoher Achtung stand, sondern von allen möglichst gemieden wurde, dadurch wieder zu Ehren, daß er die Prügelstrafe und das damals übliche Werbesystem abschaffte und die „allgemeine Wehrpflichtigkeit" durchführte. Jeder Preuße war von jetzt an ein geborener Soldat und mußte, sofern er waffenfähig war, eine gewisse Zeit hindurch dem Vaterlande als Soldat dienen.

Nach dem Ausbruche des Krieges wurde Scharnhorst „Chef des Blücherschen Generalstabes". In der Schlacht bei Lützen (den 2. Mai 1813) im Schenkel verwundet, starb er bald darauf (den 28. Juni) in der Hauptstadt von Böhmen.

Scharnhorst gehörte zu den Männern, die in ihrem Aeußern durchaus nichts Imponirendes haben; er war äußerst schlicht und einfach, ja sogar nachlässig in seiner Erscheinung und ließ es sehr an jener militairischen Straffheit fehlen, ohne die man sich in früherer Zeit einen tüchtigen Soldaten nicht wohl denken konnte. Kein Wunder, daß er deshalb von vielen seiner ritterlichen Kameraden ein wenig über die Achsel angesehen wurde. Soll doch einer derselben einmal öffentlich die Aeußerung gethan haben: „Der ge-

ringste seiner Unteroffiziere stehe in dienstlicher Beziehung weit über Scharnhorst." —

Die übrigen Helden der Freiheitskriege werden wir gelegentlich kennen lernen; nur Einen, den Turnvater Jahn, der für die Wiedergeburt des Vaterlandes auf einem besonderen Gebiete, nämlich durch kräftige und volksthümliche Erziehung der Jugend, so Großes gethan hat, können wir hier nicht ganz übergehen. Haben doch viele unter uns den rüstigen Greis auf seiner ländlichen Besitzung zu Freiburg an der Unstrut selbst noch gesehen, wo er in einem Alter von 74 Jahren am 15. October 1852 gestorben ist.

Friedrich Ludwig Jahn,

geb. d. 11. August 1778, war der Sohn eines Predigers zu Lanz in der Priegnitz und hatte sich gleich unsrem E. M. Arndt schon als Knabe eifrig in allen Künsten des Leibes geübt (das Klettern lernte er von den Affen vor dem herzoglichen Schlosse zu Ludwigsburg!); er studirte in Halle, Göttingen und Jena Theologie und hatte nach der Schlacht bei Jena (an der er trotz des besten Willens nicht mehr theilnehmen konnte) den trostlosen Anblick der völligen Auflösung der stolzen preußischen Armee, welcher er bis Lübeck nachfolgte. Er sah, wie die vaterländischen Festungen feige und verrätherisch dem Feinde ihre Thore öffneten, und kehrte endlich voll Unmuth und Scham (wie er selbst erzählt, war sein Haar durch die Erlebnisse weniger Tage gebleicht worden!) nach seinem heimathlichen Dorfe zurück, wo er für die Auferstehung des Vaterlandes durch Wort und That zu wirken suchte. Im Jahre 1810 eröffnete er als Hilfslehrer am Köllnischen Gymnasium zu Berlin seinen ersten Turnplatz in der sogenannten Berliner „Hasenhaide",

wo ihm in unsern Tagen von den deutschen Turnern ein ebenso eigenthümliches als dauerndes Denkmal errichtet worden ist.

Beim Ausbruche des Krieges trat Jahn mit einer großen Schaar von Turnern in das Lützowsche Freicorps und hat als Bataillonsführer die Feldzüge von 1813—1815 mitgemacht. Im November 1840 (also 25 Jahre nach Beendigung des Kampfes) erhielt er von Friedrich Wilhelm IV. das eiserne Kreuz.

Mit Recht konnte Jahn von sich selbst sagen, „als Kind habe er für das Vaterland gebetet, als Knabe geglüht, als Jüngling geschwärmt, als Mann geredet, geschrieben, gestritten und gelitten."

Nachdem wir auf solche Weise die Haupthelden der deutschen Freiheitskriege, ihre Abstammung und ihre früheren Schicksale kennen gelernt haben, können wir jetzt zu den Freiheitskriegen selbst übergehen.

Geschichte der Freiheitskriege.

Wir theilen die Geschichte der Freiheitskriege in fünf Hauptabschnitte, von denen die drei ersten den eigentlichen Befreiungskampf in Deutschland oder das Jahr 1813, der vierte den Angriffskrieg in Frankreich oder das Jahr 1814 und der letzte endlich als Nachspiel die kurzen Kämpfe des Jahres 1815 behandelt. Die Abschnitte selbst nämlich sind folgende:

1. Vom Ausbruche des Krieges bis zum Waffenstillstande; — die Schlachten bei Lützen oder Großgörschen und bei Bautzen, den 2. und den 21. Mai.
2. Vom Ende des Waffenstillstandes bis zur Schlacht bei Leipzig, vom 17. August bis zum 16. October. Großbeeren, Katzbach, Dresden, Kulm, Dennewitz.
3. Die Völkerschlacht bei Leipzig und der Rückzug des französischen Hauptheeres. Schlacht bei Hanau, 30. und 31. October.
4. Der Krieg in Frankreich. Schlachten bei Brienne und La Rothiere, Laon und Arcis an der Aube. Erstürmung des Montmartre. Abdankung Napoleons.
5. Wiederbeginn des Kampfes im Jahre 1815. Die Schlachten bei Ligny und bei Waterloo oder Belle Alliance. Napoleon von den Engländern gefangen und nach St. Helena abgeführt.

Erster Abschnitt.

Vom Ausbruche des Krieges bis zum Waffenstillstande; — die Schlachten bei Lützen oder Großgörschen und bei Bautzen, den 2. und den 21. Mai.

Durch den Breslauer Aufruf „An Mein Volk" hatte der König von Preußen, wie wir gesehen haben, unwiderruflich mit Frankreich gebrochen, und die schon früher begonnenen Rüstungen wurden im ganzen Lande mit doppeltem Eifer fortgesetzt. Aber auch Napoleon bot alle Kräfte seines weiten Reiches und seiner Bundesgenossen zu dem großen Entscheidungskampfe auf.

Es wird gut sein, wenn wir zuerst die Stellung der kriegführenden Mächte und die Hilfsmittel, über die sie zu gebieten hatten, etwas näher ins Auge fassen.

Auf der einen Seite sehen wir den Kaiser Napoleon mit einer großen Anzahl mehr oder weniger mächtiger Bundesgenossen, zu denen außer seinen Verwandten, den Königen von Westphalen und Neapel, (Ludwig von Holland hatte 1810 abgedankt!) sehr viele nur dem Namen nach unabhängige deutsche Fürsten gehörten, wie die Könige von Baiern, Würtemberg und Sachsen, der Großherzog von Baden u. a. Sie bilden den sogenannten „Rheinbund", der nicht weniger als dreißig deutsche Fürsten umfaßt, nämlich die 3 oben genannten Könige, 5 Großherzöge, 11 Herzöge und 11 Fürsten. Napoleon ist der „Beschützer oder Protektor des deutschen Rheinbundes", und im Falle eines Krieges sind die Fürsten verpflichtet, ihm 120,000 M. Hilfsvölker zu stellen. Der Kaiser hat sie auch dadurch an sich gefesselt, daß er ihre Besitzungen auf Kosten des deutschen Reiches vergrößert und sie selbst zu „unabhängigen" Herrschern in ihren Ländern gemacht hat. Denn durch Napoleon

war das deutsche Reich, das bisher wenigstens dem Namen nach noch bestanden hatte, vollständig aufgelöst und in eine Menge von selbstständigen Staaten verwandelt worden, von denen jeder seine Macht auf Kosten der übrigen nach Kräften auszudehnen trachtet.

Napoleons Gewalt erstreckt sich also gegen Osten weit über den Rhein hinaus bis tief in das Herz unseres Vaterlandes, und die Hilfsmittel, die ihm zu Gebote stehen, sind in der That unermeßlich groß, da außer dem eigentlichen Frankreich auch Italien, die Schweiz, die Niederlande und das ganze westliche Deutschland seinen Befehlen gehorchen und ihn mit Gut und Blut unterstützen müssen. Trotz der unglaublichen Verluste, die der russische Feldzug gekostet hat, erscheint daher der französische Kaiser schon im April 1813 wieder an der Spitze von 200,000 M. (worunter die Hälfte Deutsche sind) auf dem Kriegsschauplatze, und wenn diese Armee auch größtentheils aus jungen, neuangeworbenen Leuten bestand, so konnte sie doch unter der Führung eines Napoleon sich getrost jedem Feinde entgegen stellen. —

Dem französischen Kaiser gegenüber stehen Anfangs nur die Russen und die Preußen, denen sich einige kleinere deutsche Fürsten, wie die Herzöge von Mecklenburg-Schwerin und Anhalt-Dessau, und seit dem April auch die Schweden angeschlossen haben, welche letzteren sich jedoch mit der Theilnahme am Kampfe nicht sehr beeilten (der Kronprinz von Schweden landete erst am 18. Mai in Stralsund und brachte nur 8000 M. mit!).

Preußen war durch die Erpressungen und unaufhörlichen Durchzüge fremder Heerhaufen auf das äußerste erschöpft, und seine Festungen waren meist noch im Besitz des Feindes, der von dem armen Lande nicht weniger als 32 Mill. Thaler an Kriegssteuer verlangte; bis zur Abzahlung des Geldes aber blieb eine französische Armee im Lande.

Auch die Russen hatten in dem langen Winterfeldzuge von 1812 zu 1813 außerordentlich gelitten. Beide Völker waren daher auch nach ihrer Vereinigung ihren Gegnern Anfangs nicht gewachsen, zumal da ihre Führer in Beziehung auf Kriegskunde, Schnelligkeit und Entschlossenheit sich mit Napoleon durchaus nicht messen konnten.

Man darf jedoch hierbei Zweierlei nicht übersehen, nämlich erstens dies, „daß Napoleon keineswegs seine ganze Macht zu dem Kriege in Deutschland verwenden konnte" (er hatte ja gleichzeitig auch gegen die Engländer und Spanier zu kämpfen!) — und zweitens dies, „daß seine deutschen Hilfstruppen, die Sachsen, Baiern 2c., in Folge von dem überall erwachenden deutschen Volksgeiste in ihrer Zuverlässigkeit und Treue sehr bald wankend zu werden anfingen", zumal da die Preußen und Russen nichts unterließen, um die Rheinbundsfürsten oder wenigstens deren Unterthanen von Frankreich abtrünnig zu machen. Denn gleich im Beginne des Kampfes wurden an das deutsche Volk, sowie an einzelne Stämme desselben Aufrufe erlassen, die auf das dringendste zur Theilnahme an dem Befreiungswerke aufforderten; diejenigen Fürsten, welche sich der gerechten Sache nicht unverzüglich anschließen würden, wurden sogar mit dem Verluste ihrer Länder bedroht. Wir werden später sehen, daß diese Drohungen nicht ohne Erfolg blieben. —

Unter diesen Umständen war es kaum zweifelhaft, daß der Ausgang des bevorstehenden Kampfes vorzugsweise in die Hand eines Herrschers gelegt sein werde, der sich jetzt noch neutral verhielt und die Rolle eines Friedensstifters zwischen den streitenden Mächten zu übernehmen gedachte. Dies war der Kaiser Franz von Oestreich, der durch Verwandtschaft an Napoleon geknüpft, im Uebrigen aber ihm feindlich gesinnt war. —

Die ersten drei Monate des Jahres 1813 vergingen noch ziemlich ruhig; indeß war die Gährung nicht bloß in Preußen, sondern in ganz Norddeutschland auf das höchste gestiegen und hatte zu einzelnen Erhebungen und Aufständen geführt, die gleichsam als Vorboten den herannahenden Sturm verkündeten, von den Franzosen jedoch meistens schnell gedämpft und hart bestraft wurden. Dies gilt namentlich von einem vorzeitigen Befreiungsversuche der reichen Handelsstadt Hamburg an der Elbe, deren Wohlstand unter der französischen Herrschaft durch die oben erwähnte Kontinentalsperre schwer gelitten hatte. Schon im Februar hatte das Volk in Hamburg das französische Zollhaus zerstört, die französischen Adler von den öffentlichen Gebäuden herabgerissen und französische Beamte und Polizeisoldaten mit Steinwürfen empfangen. Als nun im Anfange des März einzelne russische Streifcorps siegreich gegen die Elbe vordrangen, wurde die Aufregung in der Stadt immer bedenklicher, und die französische Besatzung hielt es zuletzt für rathsam, Hamburg freiwillig zu räumen. Kaum waren die Franzosen fort, so erschien der russische Oberst Tettenborn mit seinen Kosacken und hielt unter dem jubelnden Zuruf der Einwohner seinen Einzug in die alte Hansestadt, die nun von der Fremdherrschaft für alle Zeiten erlöst zu sein glaubte. Allein die Freude sollte nur von kurzer Dauer sein. Die flüchtigen Kosackenschaaren waren, wie gewöhnlich, den Hauptheeren weit vorausgeeilt und verschwanden eben so schnell, wie sie gekommen waren. Kaum hatten die Franzosen gemerkt, welchen Feind sie vor sich hatten, so kehrten sie zurück, eroberten die Stadt, und diese mußte den kurzen Freudenrausch hart und lange büßen. Sie mußte viele Millionen Thaler Kriegscontribution zahlen, ihre Vorstädte wurden zum Theil niedergebrannt, ihr Handel noch mehr beschränkt und — was die Gemüther in ganz Deutschland am meisten empörte — im Anfange

des nächsten Winters wurden 30—40,000 Menschen trotz der strengen Kälte halbnackt aus der Stadt gejagt, um die Vertheidigung derselben zu erleichtern (vgl. das bekannte Gedicht von Rückert „Die Gräber zu Ottensen"). Erst nach Beendigung des Feldzuges in Frankreich — im Mai 1814 — verließ der eiserne Marschall Davoust, der Schrecken der Hamburger, die unglückliche Stadt, und die Verbündeten hatten nach einer äußerst langwierigen und beschwerlichen Belagerung zuletzt noch das Vergnügen, die Franzosen mit Sang und Klang und allen kriegerischen Ehren nach Frankreich abziehen zu sehen.*)

Aehnliches geschah in anderen Städten des nördlichen Deutschland. In Berlin hatte sich eine verwegene Kosackenschaar schon gegen Ende des Februar gezeigt, ohne jedoch festen Fuß fassen zu können, am 11. März aber war der General Wittgenstein mit seinem ganzen Armeecorps in die Hauptstadt Preußens eingerückt und mit unbeschreiblichem Enthusiasmus aufgenommen worden. Der Zug, dessen sich gewiß noch viele ältere Bewohner Berlins erinnern, bestand aus Baschkiren mit Pfeil und Bogen, langbärtigen Kosacken auf kleinen, unansehnlichen Pferden, sowie aus Husaren, Dragonern und zehn Bataillonen Fußvolk mit 40—50 Geschützen; er ging durch das Königsthor über den Alexanderplatz, durch die Königsstraße, über den Schloßplatz und so weiter bis nach der Wilhelmsstraße, wo der General Wittgenstein, der Held des Tages, einquartiert werden sollte. Während des Einzuges selbst war natürlich ganz Berlin auf den Beinen: alle Fenster waren dicht mit Zuschauern besetzt, die durch Hurrahrufen und Schwenken mit

*) Der Marschall Davoust nämlich gebrauchte die List, nach dem Sturze Napoleons in Hamburg das Banner der Bourbonen aufzupflanzen; diese aber waren ja die besten Freunde der Verbündeten, und an ihren Truppen konnte man sich unmöglich vergreifen!

weißen Tüchern die russischen Gäste begrüßten, unter denen besonders die Kosacken, die kinderfreundlichen Söhne der Steppe, von Alt und Jung hochgeehrt und durch mancherlei Artigkeiten (nicht blos in Worten bestehend!) erfreut wurden. Daß Abends die ganze Stadt illuminirt war, versteht sich von selbst.

Erst acht Tage später hatte dann Berlin die noch größere Freude, die eigenen Landeskinder in prächtigem kriegerischen Schmucke in ihre Mauern einziehen zu sehen. Der General Yorck nämlich, der kühne Vorkämpfer für Preußens Freiheit, kam mit seinem stattlichen Armeecorps aus der Gegend von Frankfurt a. O. heran und hielt seinen Einmarsch in Berlin an demselben Tage, an welchem der König von Breslau aus seinen Aufruf an das preußische Volk ergehen ließ.

Auch der Stadt Berlin hatte Napoleon, wie wir später sehen werden, die härteste Züchtigung zugedacht, und es würde ihr jedenfalls noch viel trauriger ergangen sein als der reichen Handelsstadt an der Elbe, wenn nicht Napoleons Rache durch die Siege von Großbeeren und Dennewitz von ihrem Haupte abgewendet worden wäre. —

Anfangs April bestanden preußische Truppen unter Yorck und Bülow siegreich das erste Gefecht gegen einen weitüberlegenen Feind und zwar bei dem kleinen Städtchen Möckern in der Nähe von Magdeburg (man darf dieses Gefecht nicht verwechseln mit der Schlacht bei dem Dorfe Möckern nordöstlich von Leipzig!), und obwohl der Sieg an sich von keiner großen Bedeutung war, so trug er doch nicht wenig dazu bei, die Zuversicht der preußischen Armee zu erhöhen und den Schrecken des französischen Namens zu verringern. —

Doch es wird Zeit, daß wir uns dem eigentlichen Kriegsschauplatze im mittleren Deutschland zuwenden, wo wir zunächst freilich

noch nicht von Siegen, sondern vielmehr von Niederlagen der verbündeten Preußen und Russen zu berichten haben.

Der Kaiser Napoleon war Anfangs April noch ruhig auf seinem Schlosse St. Cloud bei Paris und schien durch die schlimmen Nachrichten aus Deutschland nicht gerade sehr beunruhigt zu werden; ja, er that, als ob er die drohende Erhebung des Preußenvolkes kaum der Beachtung würdigte. „Und wenn die feindlichen Heere schon auf den Höhen des Montmartre bei Paris ständen," sagte er, „so sollte es ihnen doch nicht gelingen, auch nur ein einziges Dorf von seinem großen Reiche abzureißen." Er mochte damals nicht ahnen, welche verhängnißvolle Prophezeihung er selbst unbewußt in diesen Worten ausgesprochen hatte.

Am 15. April endlich reiste Napoleon ab und hatte bereits am 17. April den deutschen Boden betreten, wo er ohne Unterlaß mit der Ausrüstung, Einübung und Musterung der neugebildeten Regimenter beschäftigt war. Die Heeresmassen wurden in größter Eile nach Thüringen und Sachsen hin in Bewegung gesetzt. Es war kein Augenblick zu verlieren; denn die Verbündeten hatten sich bereits des Königreiches Sachsen bemächtigt. Am 28. April war der Kaiser in Weimar, und seine Avantgarde rückte in die Gegenden vor, wo er sieben Jahre früher den großen Sieg über die Preußen erfochten hatte. Bis dahin war Napoleon gefahren; hier stieg er zu Pferde, indem er äußerte, er werde diesen Feldzug als General Bonaparte, nicht als Kaiser machen.

Auch die Heersäulen der Verbündeten waren bereits über Leipzig hinaus und drangen mit Macht gegen die Saale vor.

Der erste Zusammenstoß der feindlichen Armeen erfolgte in einer Gegend, wo 180 Jahre früher (den 16. November 1632), der tapfere Schwedenkönig Gustav Adolf den Heldentod gefunden

hatte, nämlich in den Ebenen der kleinen Stadt Lützen zwischen Naumburg und Leipzig, bei dem Dorfe Groß-Görschen.

Hinter den Höhen südwestlich von Lützen hatten sich die Preußen und Russen unter dem Oberbefehl des Grafen Wittgenstein (den wir von Berlin her kennen) aufgestellt und erwarteten hier den auf der Straße nach Leipzig ziemlich sorglos heranziehenden Feind. Am 2. Mai kam es zur Schlacht, indem die Verbündeten plötzlich aus ihrer verdeckten Stellung in den Bergen hervorbrachen und den langgedehnten französischen Kolonnen in die Flanke und in den Rücken fielen. Die Monarchen von Preußen und Rußland hielten mit ihrem Gefolge nahe bei Groß-Görschen und entflammten durch ihre Gegenwart die Tapferkeit ihrer Streiter. Mit Ungestüm stürzten sich die Preußen, welche das erste Treffen bildeten, unter ihren Generalen Blücher, York und Kleist auf die Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Kaja und Rahna und eroberten sie nach einem furchtbaren Gemetzel mit stürmender Hand, obwohl die Kartäschenladungen des Feindes beim Vordringen ganze Reihen von ihnen zu Boden streckten.

Allein von Seiten der Franzosen kamen immer neue Regimenter auf dem Schlachtfelde an, und der Kaiser, welcher nun ebenfalls angelangt war, führte schnell einen Theil seiner Garden zur Unterstützung der weichenden Seinen herbei und ließ durch seinen Geschützmeister Drouot aus sechzig Kanonen, die er auf einem Punkte vereinigte, ein so mörderisches Feuer gegen die ermatteten Preußen eröffnen, daß diese sich kämpfend zurückziehen mußten. Blücher und Scharnhorst waren verwundet, und der tapfere Leopold von Hessen-Homburg hatte bei dem Sturme auf Groß-Görschen den Tod gefunden. Auch die Russen hatten nach der tapfersten Gegenwehr endlich der Uebermacht weichen müssen.

Als die Nacht hereinbrach, war man auf Seiten der Verbün-

deten zweifelhaft, ob man sich zurückziehen oder den Kampf am nächsten Morgen erneuern sollte. Die Preußen stimmten für das Letztere, und namentlich wollte Blücher trotz seiner Wunde von einem Rückzuge durchaus nichts hören, ja er unternahm noch in der Nacht mit seiner Kavallerie einen höchst verwegenen Angriff gegen das französische Fußvolk, bei dem er beinah den Kaiser Napoleon gefangen genommen hätte. Indeß mußten die Verbündeten, die nicht mehr viel Munition hatten, sich doch endlich entschließen, das Schlachtfeld zu räumen; unter Anführung von Yorck und Blücher zog man sich in zwei Kolonnen gegen die Elbe zurück, und nachdem man diesen Strom überschritten hatte, vereinigten sich die beiden Armeen wieder in der Gegend von Bautzen in der Oberlausitz (an der Spree), um dort in einer wohl verschanzten Stellung die Verstärkungen zu erwarten, die von mehreren Seiten in Eilmärschen herbeikamen.

Die erste große Schlacht war also von den Verbündeten verloren, aber ihr Muth war dadurch keineswegs gebrochen. Der Sieger hatte wenig Trophäen und keinen einzigen Gefangenen aufzuweisen, und sein Verlust an Todten war sogar größer als der des Besiegten. Der Rückzug der Verbündeten erfolgte mit solcher Ruhe und Ordnung, daß die Franzosen, denen es ohnehin an Reiterei fehlte, ihn nicht ernstlich zu stören vermochten.

Der schwerste Verlust, den Preußen bei Lützen erlitt, war der Tod des General Scharnhorst, welcher an der im Kampfe erhaltenen Wunde, wie schon oben erwähnt ist, bald darauf zu Prag starb.

An demselben Tage, wo man bei Lützen stritt, hatte der preußische General Bülow die wichtige Stadt Halle an der Saale (einige Meilen norwestlich von Lützen) den Franzosen entrissen

mußte sie aber in Folge der verlorenen Schlacht wieder aufgeben und sich ebenfalls gegen die Elbe zurückziehen.

Langsam und vorsichtig den Verbündeten nachrückend, hatte Napoleon inzwischen am 8. Mai die Hauptstadt des Königreiches Sachsen besetzt, und nachdem er sich der Hilfsmittel dieses Landes versichert und sein Heer durch Zuzüge aus den Ländern des Rheinbundes ansehnlich verstärkt hatte, folgte er den Russen und Preußen nach der Oberlausitz, und es kam hier noch in demselben Monate (Mai) zu einer zweiten äußerst blutigen Schlacht, und zwar wiederum in einer Gegend, die in der Geschichte unseres Vaterlandes schon von früherher denkwürdig war. Die Verbündeten standen nämlich zwischen der Stadt Bautzen und dem Dorfe Hochkirch, wo Friedrich d. Gr. im siebenjährigen Kriege von dem östreichischen Feldmarschall Daun bei Nacht (am 14. October 1758) überfallen und übel zugerichtet worden war.

Hier beschlossen die Verbündeten, obwohl sie an Zahl ihren Gegnern immer noch nicht gewachsen waren (denn sie konnten den 160,000 Streitern Napoleons nur 100,000 entgegenstellen), die von Westen und Norden in mehreren Heersäulen anrückenden feindlichen Massen zu erwarten.

Die Stellung der Preußen und Russen war sehr vortheilhaft. Sie standen nämlich hinter einer doppelten Reihe von Schanzen, und ihr Mittelpunkt war durch Sümpfe, sowie durch die Spree und die wohlbefestigte Stadt Bautzen gedeckt, während der linke Flügel sich an das Gebirge lehnte.

Schon am 19. Mai war Napoleon mit der Hauptmacht vor der Stadt angelangt, verschob aber den Angriff bis zum nächsten Tage, um das Eintreffen des Marschall Ney zu erwarten, welcher den Verbündeten in die rechte Flanke fallen sollte. Das war nämlich ihre schwächste Stelle. Ney hatte aber am 19. Mai einen

harten Kampf gegen russische und preußische Heeresabtheilungen unter Barclay de Tolly und Yorck bei Königswartha und Weißig zu bestehen und wurde dadurch einen ganzen Tag zurückgehalten.

Am 20. Mai früh eröffnete Napoleon den Kampf bei Bautzen. Um an den Feind zu kommen, mußte seine Armee zuerst über die Spree setzen, welche, vom Lausitzer Gebirge herabströmend, in vielen Windungen das enge Thal und die Stadt Bautzen selbst durchschneidet. Alle Uebergangspunkte aber waren von den Verbündeten schon vorher in Besitz genommen, und die Franzosen mußten diese zunächst durch eine heftige Kanonade aus ihren Stellungen zu vertreiben und auf das weiter rückwärts stehende Hauptheer zurückzuwerfen suchen. Nachdem dies geschehen war, setzten die Franzosen an mehreren Punkten (in der Stadt, sowie oberhalb und unterhalb derselben) über den Fluß.

Der Uebergang nahm einige Stunden in Anspruch, und die eigentliche Schlacht konnte daher erst ziemlich spät am Nachmittage beginnen. Die Verbündeten nahmen eine sehr langgedehnte Stellung ein, indem ihr linker Flügel, wie schon erwähnt wurde, sich im Süden an die Vorhöhen des Lausitzer Gebirges lehnte, während der rechte sich in nördlicher Richtung weit in das Spreethal hinabzog.

Auf diesen Umstand stützte sich der Schlachtplan des französchen Kaisers. Die Verbündeten sollten durch einen heftigen Angriff auf ihren linken Flügel verleitet werden, dorthin ihre ganze Kraft zu wenden; dann aber sollte plötzlich im Centrum und auf dem rechten Flügel der Hauptstoß erfolgen, das feindliche Heer sollte überflügelt und gegen die Berge gedrängt werden, wo es leicht vernichtet oder gefangen genommen werden konnte.

Diesem Plane gemäß mußte der Marschall Oudinot, welcher

den rechten Flügel der französischen Armee führte, zuerst gegen die feindliche Stellung auf den Bergen vorrücken und die dort befindlichen russischen Abtheilungen mit großem Ungestüm anfallen, als wolle er auf dieser Seite die Schlachtlinie durchbrechen. Sobald die Verbündeten die Bedrängniß ihres linken Flügels bemerkten, beeilten sie sich (wie Napoleon richtig vorausgesehen hatte), ein Regiment über das andere demselben zu Hilfe zu schicken, und schwächten dadurch ihr Centrum und den rechten Flügel, wo ihnen gerade die Hauptgefahr drohte.

Indeß währt der Kampf mit einer kurzen Unterbrechung, die durch die Nacht herbeigeführt wurde, mit wechselndem Glücke bis zum andern Nachmittage fort, und noch immer zögert Napoleon mit dem entscheidenden Stoße. Da vernimmt man plötzlich rollenden Kanonendonner in der rechten Flanke der Verbündeten! Es sind die Kanonen des Marschall Ney, des Fürsten von der Moskwa, dessen Ankunft der Kaiser so sehnsüchtig erwartet hat.

Ney war bei Klix, unterhalb der Stadt Bautzen, über die Spree gegangen und drang jetzt mit aller Macht über die Dörfer Buchwald, Baruth und Gleina gegen Südosten vor, um den Verbündeten in den Rücken zu kommen.

Nun war dem Kaiser Napoleon der Sieg nicht länger zweifelhaft. „Reiten Sie," sagte er zu einem aus seinem Gefolge, „reiten Sie nach den Tuilerieen und melden Sie der Kaiserin, daß die Franzosen eine große Schlacht gewonnen haben!" — Zugleich giebt er den Befehl zu einem allgemeinen Angriff auf die ganze Linie der Verbündeten. Diese hatten aber durchaus keine Lust, den gefährlichen Stoß abzuwarten, sondern hatten gleich nach dem Uebergange des Marschall Ney über die Spree alle Vorbereitungen zum Rückzuge getroffen, der denn auch noch an demselben Tage in bester

Ordnung und ohne weitere Verluste ausgeführt wurde. Sie gingen über die Görlitzer Neiße und den Bober nach Schlesien. —

Die Franzosen hatten diesen zweiten Sieg sehr theuer erkauft, und die Früchte desselben waren gering. Indeß hoffte Napoleon das Versäumte durch eine möglichst schnelle und hitzige Verfolgung des abziehenden Feindes wieder einzubringen, und er selbst übernahm die Leitung dieser Verfolgung, um seinen Generalen zu zeigen, wie man den Feind bis zur völligen Vernichtung verfolgen müsse. Das führte denn zu einer langen Reihe von hitzigen Gefechten, die indeß doch nicht zu dem gewünschten Ziele führten. Ja, in dem Gefechte bei Haynau (einige Meilen von Liegnitz) wurde den allzu vorwitzigen Verfolgern durch die preußische Reiterei sogar ein empfindlicher Verlust beigebracht. Auch verlor Napoleon, wie wir beiläufig erwähnen wollen, während der Verfolgung seinen Liebling, den Marschall Duroc, der, ganz in der Nähe des Kaisers von einer Kanonenkugel getroffen, seine Laufbahn in einer elenden Bauernhütte endete. —

Während der eben beschriebenen Kämpfe hatten Rußland und Preußen Alles aufgeboten, um andere deutsche Fürsten, namentlich aber den Kaiser von Oestreich und den König von Sachsen, für ihre Sache zu gewinnen. Der Letztere, ein etwas zaghafter und unentschlossener Fürst, hatte schon am 25. Februar seine Hauptstadt Dresden, von wo er alle Schätze des grünen Gewölbes fortschaffen ließ, unter starker militärischer Begleitung verlassen, war im März nach Baiern und von da im nächsten Monat nach den östreichischen Landen gegangen, endlich aber nach der Lützener Schlacht auf Napoleons Befehl nach Dresden zurückgekehrt. So befand er sich denn wieder ganz in der Gewalt des Kaisers, an den er übrigens auch durch persönliche Freundschaft gebunden war.

Der Kaiser von Oestreich aber und seine Rathgeber, die sehr

wohl wußten, daß von ihrer Entscheidung aller Wahrscheinlichkeit nach zuletzt das Schicksal des ganzen Krieges abhing, konnten sich noch nicht entschließen, durch Theilnahme am Kampfe die großen Vortheile ihrer neutralen Stellung aufzugeben. Dazu kam die nahe Verwandtschaft des östreichischen Hofes mit dem französischen Kaiser, die man doch vor den Augen der Welt nicht so ohne weiteres verleugnen konnte. Oder sollte Franz I. ohne jede Veranlassung gegen seinen eigenen Schwiegersohn das Schwert ziehen, mit dem er doch eigentlich noch verbündet war und dem er erst kurz vorher zu dem Siege von Großgörschen eigenhändig gratulirt hatte? Indeß hatte der Wiener Hof mit kluger Berechnung seine Vermittler-Rolle weiter gespielt, und durch seine Bemühungen kam es endlich zu einem „Waffenstillstande", der zu Friedensunterhandlungen benutzt werden sollte. Dieser Waffenstillstand wurde am 4. Juni unterzeichnet und sollte anfänglich nur bis zum 20. Juli dauern, wurde aber durch spätere Uebereinkunft bis Mitte August verlängert.

Während dieser Zeit flogen Kuriere und Depeschen ununterbrochen hin und her, und man verständigte sich zuletzt soweit, daß ein „Friedenscongreß" in der Hauptstadt von Böhmen (also auf neutralem, östreichischem Gebiet) zusammentreten solle. In der That erfolgte die Eröffnung des Kongresses im Anfange des August, allein die Unterhandlungen dienten nur dazu, die Unvereinbarkeit der gegenseitigen Ansprüche und Forderungen und die Unmöglichkeit einer friedlichen Ausgleichung klar zu zeigen. Napoleon wollte wenig oder nichts von seinen Erwerbungen aufgeben (war er doch bisher immer noch der Sieger!), die Verbündeten aber verlangten von ihm, gleich als wäre er schon überwunden, einen großen Theil dessen, was noch vollständig in seiner Gewalt war. Darauf konnte ein Napoleon unmöglich eingehen, aber auch die Verbündeten konn-

ten jetzt das Schwert nicht mehr aus der Hand legen, ohne irgend etwas erreicht zu haben. Sie würden sich vor der Welt und vor ihren eigenen Völkern mit ewiger Schmach bedeckt haben! —

In Preußen wollte man ohnehin von einem Frieden durchaus nichts wissen; denn was konnte das für ein Friede sein, der nach zwei verlorenen Schlachten abgeschlossen wurde! Schon mit dem Abschlusse des Waffenstillstandes war man im höchsten Grade unzufrieden! Man fürchtete jede Unterhandlung mit dem Feinde und konnte sich von dem Werke der Diplomaten bei der jetzigen Lage der Dinge durchaus nichts Gutes versprechen. Mit dem Schwerte wollte man seine Sache durchfechten und nicht eher ruhen, als bis man die volle Unabhängigkeit des ganzen Vaterlandes wieder errungen hätte. Der König hatte alle Noth, die aufgeregten und mißtrauischen Gemüther zu beruhigen; er versicherte offen und feierlich, „der Waffenstillstand sei nur deshalb angenommen worden, um Zeit zu gewinnen zur Vervollständigung der angefangenen Kriegsrüstungen". „Bis jetzt," sagte er, „war uns der Feind an Zahl überlegen, und wir konnten nur den alten Waffenruhm wieder gewinnen; wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen können." Nach solchen Versicherungen des Königs konnte auf Seiten Preußens vom Frieden kaum die Rede sein!

Die Franzosen hatten allerdings ihr bisheriges Uebergewicht im Felde noch nicht verloren, allein ihre Siege waren doch keineswegs mehr so glänzend und erfolgreich wie sonst gewesen, und wenn die Verbündeten sich einer besseren Führung erfreut hätten, so würde der Ausgang der Schlachten von Großgörschen und Bautzen wahrscheinlich ein ganz anderer gewesen sein. Denn an persönlicher Tapferkeit waren wenigstens die Preußen ihren Gegnern vollkommen gewachsen, wie sie dies auch bereits in mehreren kleineren

Gefechten bewiesen hatten, wo sie über weit zahlreichere Feindesschaaren den Sieg davon getragen hatten. Es gehört hierher besonders das bekannte Gefecht von Luckau, das wir seiner Wichtigkeit wegen nicht ganz übergehen können. Das Gefecht fällt gerade auf den Tag, an welchem der Waffenstillstand unterzeichnet wurde, nämlich auf den 4. Juni.

Als der General Bülow, dem die Deckung von Berlin anvertraut war, die Nachricht von dem ungünstigen Ausgange der Bautzener Schlacht und dem Rückzuge der Verbündeten nach Schlesien erhielt, beschloß er eiligst gegen Süden aufzubrechen, um durch einen Flankenangriff die Kraft der französischen Verfolgung zu schwächen und zugleich eine etwaige feindliche Absicht auf die preußische Hauptstadt zu vereiteln. Kaum hatte er aber seine Anordnungen getroffen, so erfuhr er, daß der französische Marschall Oudinot schon gegen ihn selbst heranziehe. Nur mit Mühe gelang es ihm, seine Streitkräfte vor der Ankunft des Feindes bei Luckau zu concentriren.

Luckau, die ehemalige Hauptstadt der Niederlausitz, liegt am Durchschnittspunkte zweier wichtiger Straßen, nämlich der Straße von Berlin nach Dresden und der Straße von Frankfurt a. O. nach Leipzig. Sie ist durch eine hohe Mauer und einen ziemlich breiten und tiefen Wallgraben geschützt und wird jetzt außerdem noch durch eine starke Schanze gedeckt, die — allerdings erst nach der Schlacht — auf einem Hügel im Westen der Stadt angelegt ist. Luckau hat nur zwei Vorstädte, von denen die eine gegen Osten, die andere gegen Westen sich an die Stadt anschließt.

Bülow, welcher den Angriff des Feindes von der Südwestseite erwartete, hatte seine Hauptmacht hinter der zuletzt bezeichneten Vorstadt aufgestellt und namentlich sein ganzes Geschütz auf den dort befindlichen Hügeln, die noch nicht verschanzt waren, auf-

pflanzen lassen. Die Franzosen kamen aber von der entgegengesetzten Seite, von Kalau her, und drangen mit großer Uebermacht in die östliche Vorstadt ein, wo das preußische Geschütz sie gar nicht erreichen konnte.

Die Brigade Oppen, welche hier stand, warf sich dem Feinde mit dem Bajonett entgegen, und es kam zu einem wüthenden Handgemenge, während dessen die Vorstadt und sogar ein Theil der Stadt durch das französische Geschütz in Brand geschossen wurde. In den brennenden Häusern lagen Hunderte von Verwundeten, die elendiglich umkommen mußten. Manche schleppten sich halbverbrannt auf die Straße, wo ihrer nur noch ein qualvollerer Tod wartete. Der Anblick war so grauenhaft, daß selbst die ältesten Krieger die Augen wegwenden mußten! Noch am folgenden Tage fand man halbverbrannte Unglückliche, die sich in der Todesangst verkrochen hatten.

Nachdem der Kampf bis in die Nacht hinein mit der größten Erbitterung fortgesetzt worden war, mußten die Franzosen zuletzt doch mit beträchtlichem Verluste wieder abziehen.

Der Sieg von Luckau aber war für den General Bülow und seine Preußen um so rühmlicher, da er fast ganz ohne Beihilfe der Russen und gegen einen um 5000 M. stärkeren Feind erfochten worden war.

Doch zurück zu unseren Friedensverhandlungen! Bald nach dem Gefechte bei Luckau hatte der östreichische Kaiser (am 20. Juni) eine persönliche Zusammenkunft mit den Monarchen von Rußland und Preußen zu Josephstadt in Böhmen, und seit dieser Zeit unterstützte er immer offener die Forderungen der Verbündeten. Da nun Napoleon die östreichischen Vermittelungsvorschläge, die jedenfalls seiner Oberherrschaft in Deutschland ein Ende gemacht hätten, mit aller Entschiedenheit von sich wies und nebenbei

auch seinen Unwillen über die krummen Wege der Wiener Politik ziemlich unverhohlen aussprach, so trat endlich am 12. August Kaiser Franz offen auf diejenige Seite, der er seiner Gesinnung nach schon längst angehörte, und erließ ein Manifest, worin er dem Kaiser Napoleon, seinem Eidam, den Krieg erklärte.

Der Beitritt von Oestreich gab der Sache der Verbündeten das entschiedenste Uebergewicht. Denn obwohl Oestreichs Macht durch die früheren Kriege gegen Frankreich ebenfalls sehr geschwächt war (es hatte mehrere Provinzen abtreten müssen und umfaßte damals nur etwa 9000 Quadratmeilen mit 20 Mill. Bewohnern!), so konnte es im Nothfalle doch weit mehr Streiter ins Feld stellen, als das kleine Preußen, und, was nicht minder wichtig war, die Lage seiner Länder gestattete den Verbündeten, den Kaiser Napoleon auf seiner empfindlichsten Seite zu fassen. Die hohen Gebirge im Süden von dem Königreich Sachsen, die bisher gleichsam wie ein mächtiges und unüberwindliches Bollwerk den rechten Flügel der französischen Armeen gedeckt und ihnen einen sicheren Stützpunkt gewährt hatten, wurden durch den Beitritt von Oestreich zu den Verbündeten gewissermaßen in einen feindlichen „Angriffswall" umgewandelt, hinter dem die Verbündeten in aller Ruhe und Sicherheit ihre Streitkräfte ansammeln und aufstellen konnten, um dann im günstigsten Augenblicke von Böhmen in die sächsischen Thäler hervorzubrechen und über die Franzosen herzufallen.

Bevor wir jedoch weiter gehen in unserer Erzählung, müssen wir noch einmal anhalten, um Einiges nachzuholen, was im Laufe der Monate Mai und Juni in einer andern Gegend des großen Kriegsschauplatzes vorgefallen war.

Schon im Februar hatte der Major von Lützow in Breslau den Anfang gemacht mit der Errichtung eines „Freicorps", zu dem von allen Seiten gebildete Männer und Jünglinge, Gelehrte, Künstler und Studenten herbeieilten. Aus Berlin kam, wie wir bereits wissen, der Turnvater Jahn mit seiner Turnerschaar, und täglich trafen aus allen Gegenden neue Zuzüge ein; selbst viele Ausländer ließen sich in die „schwarze Schaar" aufnehmen. Am bekanntesten aber unter allen Lützowern ist Theodor Körner, der jugendliche Dichter von „Leier und Schwert", der durch seine Lieder die Lützower für alle Zeiten verherrlicht und ihren Ruhm durch seinen eigenen Heldentod besiegelt hat.

Theodor Körner, der Liebling der deutschen Jugend, war geboren zu Dresden den 23. September 1791; er sollte Bergmann werden, seine Neigung aber führte ihn unwiderstehlich zur Poesie (Schiller war ein häufiger Gast im Hause seiner Eltern), und in Folge einiger gelungenen Dramen wurde Körner 1811 als Hoftheaterdichter in der Kaiserstadt Wien angestellt, von wo er Mitte März nach Breslau kam, um sich als Freiheitskämpfer unter die Lützower einreihen zu lassen.

Im April zählte das Freicorps bereits 1000 M. zu Fuß und gegen 400 Reiter. Es erhielt die Aufgabe, im Rücken des Feindes zu schwärmen und in den Landstrichen jenseits der Elbe, in Westphalen, Hessen und Thüringen, wo möglich, Volksaufstände gegen die Franzosen zu erregen. Diese Aufgabe hatten denn auch die Lützower nach Kräften gelöst und hatten durch Wegnahme von Transporten jeder Art, durch Erbeutung von Kriegskassen, Auffangen von Kurieren u. dgl. den Franzosen empfindlichen Schaden zugefügt. Darum hatte ihnen aber Napoleon, der sie nicht als ordentliche Soldaten, sondern nur als „Straßenräuber" betrachtete,

schon längst den Untergang geschworen, und er fand nur zu bald eine Gelegenheit, seine Absicht auszuführen.

Beim Abschluß des Waffenstillstandes nämlich hatte man einen Streifen Landes zwischen den feindlichen Armeen für neutrales Gebiet erklärt und bestimmt, daß bis zu einem gewissen Tage (bis zum 12. Juni) alle Streifcorps das feindliche, wie das neutrale Terrain verlassen haben sollten. Der Major von Lützow aber hatte sich bei einem Streifzuge nach Sachsen um mehrere Tage verspätet und wurde am 17. Juni bei dem Dorfe Kitzen (in der Nähe von Leipzig) plötzlich von Franzosen und Würtembergern mit großer Uebermacht überfallen. Er verlor den größten Theil seiner Reiterei. Unter den Verwundeten befand sich auch unser Theodor Körner, der sich mit blutendem Haupte in den nahen Wald flüchtete und durch mitleidige Bauern, die ihn dort fanden, gerettet wurde. Auf heimlichen Wegen gelangte er später nach Leipzig, wo er soweit wiederhergestellt ward, daß er Anfang August zu seinem Freicorps zurückkehren und von Neuem am Kampfe Theil nehmen konnte. Körner sollte jedoch das Ende des Waffenstillstandes nicht lange überleben.

Um den Gang unserer Erzählung im nächsten Abschnitte nicht zum zweiten Mal unterbrechen zu müssen, wollen wir den Bericht über Theodor Körners Tod gleich hier mit einschalten.

Seit dem 17. August, wo die Waffenruhe endete, war das Lützowsche Freicorps, welches die Vorhut einer größeren Heeresabtheilung unter dem General Wallmoden bildete, fast täglich im Gefecht. Am 26. August bestimmte der Major von Lützow einen Theil seiner neugebildeten Reiterei zu einem von ihm selbst im Rücken des Feindes auszuführenden Streifzuge. Man erreichte am Abend einen Ort, wo für die Franzosen eine Bewirthung bereitet war. Die Reiter stärkten sich, und nach einigen Stunden Rast

wurde der Marsch bis zu einem Walde unweit Rosenberg, an der Straße von Gadebusch nach Schwerin (das Corps operirte nämlich an der unteren Elbe in Mecklenburg!) fortgesetzt. Hier wollte man die Rückkehr eines Kundschafters abwarten, der über ein in der Nähe befindliches feindliches Lager Nachricht bringen sollte.

Mittlerweile bemerkten einige auf einer Anhöhe lauernde Kosacken, die den Lützowern mitgegeben waren, um 7 Uhr Morgens einen von 2 Kompagnien Fußvolk begleiteten Zug mit Geschütz und Lebensmitteln. Sogleich beschloß man, denselben aufzuheben. Der Major von Lützow selbst machte sich mit einer halben Schwadron seiner Reiter auf, um dem Feinde in die Flanke zu fallen, und Theodor Körner war als Adjutant an seiner Seite. Der Feind wurde durch den unerwarteten Angriff in die Flucht geworfen und eilte nach einem nahen Gebüsche. Bei seiner Verfolgung fand der junge Held den schönen Tod, den er so oft in seinen Liedern gepriesen hatte. Die feindlichen Plänkler nämlich, die schnell in dem Gebüsch Deckung gefunden und sich hinter den Bäumen aufgestellt hatten, sandten von hier aus eine Menge Kugeln auf die nachsetzenden Reiter. Eine derselben traf unsern Dichter, nachdem sie durch den Hals seines Schimmels gegangen war, in den Unterleib, verletzte Leber und Rückgrat und nahm ihm sogleich Sprache und Bewußtsein. Sanft wurde der Verwundete von seinen Kameraden in den nahen Wald getragen und einem geschickten Wundarzte übergeben, allein alle menschliche Hilfe war umsonst.

Sein Leichnam wurde unter einer Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin, in der Nähe von Ludwigslust (mehrere Meilen vom Kampfplatze entfernt) von seinen tiefgerührten Waffenbrüdern mit allen kriegerischen Ehren bestattet. Ein einfaches Denkmal bezeichnet jetzt die stille Stätte, wo der Sänger von „Leier und Schwert"

ruht und wo man später auch die Gebeine seines tiefgebeugten Vaters und seiner Schwester, sowie die seines Freundes, des Grafen Hardenberg, eingesenkt hat.

Zweiter Abschnitt.

Vom Ende des Waffenstillstandes bis zur Völkerschlacht bei Leipzig, vom 17. August bis zum 16. October. Die Schlachten bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Dresden, Kulm und Dennewitz.

Wir kehren nun zurück auf den Hauptkriegsschauplatz in Schlesien, Sachsen und in der Mark, wo jetzt schnell hintereinander eine Reihe von entscheidenden Schlachten geschlagen wird.

Da der Waffenstillstand, wie wir gesehen haben, Mitte August abgelaufen und die Friedensverhandlungen erfolglos gewesen waren, so begann der blutige Kampf von Neuem, aber unter sehr ungünstigen Verhältnissen für die Franzosen. Nicht bloß die Zahl ihrer Gegner war durch Oestreichs Beitritt zu den Verbündeten fast auf das Doppelte gestiegen, sondern auch ihre Stellung war, wie wir schon oben andeuteten, für die Franzosen eine höchst gefährliche geworden, da ihre gewaltigen Heeresmassen jetzt von drei Seiten zugleich gegen das Königreich Sachsen und den Kaiser Napoleon vordringen konnten.

Dieses Uebergewicht der Verbündeten wurde noch durch mancherlei andere günstige Ereignisse vermehrt, die in der letzten Zeit eingetreten waren und unter denen wir nur eins als besonders wichtig hervorheben wollen. Noch während des Waffenstillstandes

nämlich war eine Uebereinkunft mit dem mächtigen und reichen England zu Stande gekommen, worin dieses sich gegen gewisse Zugeständnisse von der andern Seite verpflichtete, zur Fortsetzung des Kampfes gegen seinen Todfeind Napoleon jährlich große Summen Geldes an die Verbündeten zu zahlen und sich auf diese Weise auch an dem Kriege in Deutschland zu betheiligen, wie dies anderwärts ebenfalls schon geschehen war.

Die Streitkräfte der Verbündeten nahmen beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten folgende Stellungen ein:

1. das Hauptheer, bestehend aus Oestreichern, Russen und Preußen, mit den drei Monarchen dieser Staaten in seiner Mitte, stand in Böhmen unter dem Oberbefehl des östreichischen Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg;
2. Blücher war mit 98,000 Mann russischer und preußischer Truppen — der sogenannten Schlesischen Armee — schon vor dem Ablaufe des Waffenstillstandes aus Schlesien gegen die Oberlausitz vorgedrungen;
3. im Norden endlich, in der Mark Brandenburg, stand der Kronprinz von Schweden an der Spitze eines zahlreichen Heeres von etwa anderthalbhunderttausend Preußen, Russen, Schweden und einigen deutschen Hilfsvölkern.

Die oberste Leitung des ganzen Krieges übertrugen die verbündeten Monarchen dem Fürsten Schwarzenberg, dem man eine große Kriegserfahrung und namentlich eine genaue Bekanntschaft mit der französischen Kriegführung zutraute. Schwarzenberg hatte bekanntlich, auf den Wunsch des Kaisers Napoleon selbst, im russischen Feldzuge das Commando der östreichischen Hilfstruppen übernommen und war auch sonst in vielfache Berührung mit dem französischen Kaiser gekommen, dem er früher persönlich befreundet war. So hatte er u. A. als östreichischer Gesandter in Paris im Jahre

1810 die Vermählung der östreichischen Kaisertochter mit Napoleon betrieben und bei dem bekannten Ballsaalbrande hatte er sich um die Rettung des Kaisers verdient gemacht. In ihm glaubten die Monarchen den geeignetsten Mann für den Oberbefehl des Ganzen gefunden zu haben, zumal da er auch durch seine hohe Geburt alle anderen Generale weit überragte. Zugleich lag in seiner Wahl eine Bevorzugung Oestreichs, die man diesem Staate für seinen Beitritt schuldig zu sein glaubte. Indessen behielten sich die Monarchen selbst das Recht vor, gelegentlich auch ihrerseits rathend und anordnend in die Kriegsoperationen einzugreifen.

Der Feldzugsplan der Verbündeten, über den man sich schon um die Mitte des Juli zu Trachenberg in Schlesien durch mündliche Besprechung geeinigt hatte, war durch die oben bezeichnete Stellung der Armeen fast von selbst gegeben.

Wenn Napoleon, der den größten Theil seiner Streitkräfte bei Dresden versammelt hatte und der seinen Gegnern einzeln noch immer überlegen war, sich gegen einen derselben wendete, so sollten die beiden andern ihn sogleich in der Flanke fassen und ihn durch unaufhörliche Angriffe ermüden, ohne jedoch sich selbst in einen entscheidenden Kampf einzulassen (das Letztere wurde im Besonderen dem Feldmarschall Blücher als dem schwächsten wiederholt und dringend ans Herz gelegt, doch hat er sich glücklicherweise an diese Mahnung nicht sehr gekehrt). — Zog es aber der französische Kaiser vor, in seiner Stellung bei Dresden zu bleiben und sich auf die Vertheidigung zu beschränken, so sollte er durch Zusammenziehung des Halbkreises, den die Verbündeten um ihn bildeten, immer enger und enger eingeschlossen werden, und zuletzt mußte er dann nothwendig den vereinten Gegnern unterliegen.

Napoleon durchschaute den Plan seiner Feinde sehr wohl und erkannte die ihm drohende Gefahr in ihrer ganzen Größe; er be-

schloß daher, bei Zeiten die furchtbare Eisenkette, die man um ihn schlingen wollte, zu durchbrechen, vor Allem aber Preußen durch Ueberrumpelung und Eroberung seiner Hauptstadt zu lähmen und so seinen gefährlichsten und rastlosesten Gegner, wo möglich, unschädlich zu machen. Mit 80,000 Mann ward der Marschall Oudinot gegen Berlin gesendet, das durch den Kronprinzen von Schweden beschützt werden sollte. Der Kronprinz aber, Franzose von Geburt und früher selbst General im Heere des Kaisers Napoleon, kümmerte sich wenig um die preußische Hauptstadt („Was ist Berlin?" sagte er; „eine Stadt und nichts weiter"), und wenn nicht unsere tapferen Generale Bülow und Tauentzien, die unter ihm standen, laut erklärt hätten, sie würden unter keiner Bedingung die Residenz ihres Königs preisgeben, sondern sich lieber unter den Mauern derselben begraben lassen, so wäre Berlin damals aller Wahrscheinlichkeit nach in die Hände der Franzosen gefallen; der Fall von Berlin aber hätte leicht dem ganzen Kriege eine andere, verderbliche Wendung geben können. Dem General Bülow und der Schlacht bei Großbeeren verdankt Preußen die Rettung seiner Hauptstadt, wo nicht die Rettung des ganzen Landes.

Die Franzosen rückten in drei großen Kolonnen, die sich zwei Meilen vor Berlin bei den Dörfern Groß- und Kleinbeeren vereinigen sollten, unter heftigen Regengüssen durch sumpfige und bewaldete Gegenden mühsam vorwärts und konnten deshalb nicht gleichzeitig (wie vorgeschrieben war) auf dem bestimmten Vereinigungspunkte eintreffen. Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, den an Zahl schwächeren Preußen den Sieg möglich zu machen. —

Wenn man jetzt auf der Eisenbahn von Luckenwalde nach Berlin fährt, so sieht man kurz vor Berlin rechts von der Bahn am Rande eines Waldes das freundliche Kirchdorf Großbeeren und nicht weit davon seinen kleineren Namensvetter; eine Stunde wei-

ter nach Südosten liegt Blankenfelde und von diesem südlich, durch Wald getrennt, in der Nähe eines Sees Jühnsdorf.

Auf der Straße von Jühnsdorf nach Blankenfelde näherte sich der rechte Flügel der Franzosen unter dem General Bertrand, während das Centrum unter Reynier auf Großbeeren und der linke Flügel unter Oudinot selbst auf Kleinbeeren marschirte. Schon am Morgen des 23. August (an welchem Tage Nachmittags die Vereinigung der drei Kolonnen vollendet sein sollte) zeigte sich am Waldrande bei Blankenfelde die Kolonne des Generals Bertrand, die sogleich von den preußischen Regimentern unter Tauentzien in Empfang genommen und nach hartem Kampfe nach Jühnsdorf zurückgeworfen wurde.

Nachmittags 3 Uhr rückte das Centrum unter Reynier, bestehend aus einer französischen und zwei sächsischen Divisionen, gegen Großbeeren heran, welches nur von einigen Bataillonen Preußen besetzt war. Diese zogen sich nach kurzem Widerstande zurück, und der französische General, der keinen ernsten Angriff mehr erwartete und nicht wußte, daß Bülow ihm ganz nahe war, traf Anstalten, um seine ermatteten und durchnäßten Leute im Dorfe unterzubringen. Inzwischen hatten sich die Preußen unter dem Schutze des in Strömen herabfließenden Regens unbemerkt dem Dorfe genähert und eröffneten plötzlich aus 64 Feuerschlünden, zu denen später noch 18 andere kamen, ein verheerendes Feuer gegen die feindliche Stellung; dann aber stürmten sie mit Trommelwirbel und Hörnerklang trotz des Kartätschenhagels, der ihre Reihen lichtete, mit gefälltem Bajonett auf den Feind, und es begann am Eingange des Dorfes ein entsetzliches Handgemenge, wobei die kräftigen pommerschen Landwehrmänner häufig ihre Gewehre umkehrten, um mit dem Kolben ihre Gegner niederzuschmettern. „Das flusche besser als das Schießen,“ sagten sie; die Gewehre wollten ohnehin in dem Regen

nicht losgehen. Traurig ist es nur, daß die meisten dieser gewaltigen Kolbenstreiche gerade hier nicht auf französische, sondern auf deutsche Häupter niederfielen; denn es waren, wie erwähnt, größtentheils Sachsen, die unter Reynier bei Großbeeren gegen die preußische Landwehr stritten.

Der Sieg hatte sich indeß bald auf allen Punkten für die Preußen entschieden, und die Siegesbotschaft verbreitete in Berlin einen unermeßlichen Jubel. Alles was fort konnte eilte in der Nacht oder am nächsten Morgen hinaus, um die müden Streiter zu erquicken und die Verwundeten unterzubringen.

Noch jetzt sehen wir die Bewohner der Hauptstadt alljährlich am 23. August schaarenweise zu Fuß und zu Wagen nach Großbeeren ziehen, um das Andenken an jenen glänzenden Sieg (den ersten größeren, den preußische Waffen 1813 erfochten) durch ein Dankfest auf dem Schlachtfelde selbst zu feiern, wo seitdem ebenfalls ein schönes Denkmal, in Form einer Pyramide aus Gußeisen, errichtet worden ist.

Wenige Tage nach der Schlacht bei Großbeeren, nämlich am 27. August, erfochten märkische Landwehrmänner einen fast noch glänzenderen Sieg über den französischen General Girard, der mit einem Corps von 12,000 Mann die Unternehmung Oudinots gegen Berlin von der linken Seite her unterstützen sollte.

Am 21. August hatte Girard mit seinem Corps, das ebenfalls zur Hälfte aus Deutschen bestand, die Festung Magdeburg verlassen und ein schwaches preußisches Beobachtungscorps unter dem General von Puttlitz auf das Städtchen Ziesar zurückgeworfen; hierauf hatte er sich weiter südlich auf Belzig gewendet und war dort stehen geblieben, weil er hörte, daß Oudinot bei Großbeeren zurückgeschlagen worden sei. Gegen ihn zog von preußischer Seite der General Hirschfeldt heran, welcher sich mit dem General von Putt-

litz bei Brandenburg a. d. H. vereinigte und nun den Franzosen den Rückweg nach Magdeburg abschnitt.

Bei Hagelberg in der Nähe von Belzig kam es zur Schlacht. Die jungen märkischen Landwehrmänner, die noch niemals im Feuer gewesen und auch in den militairischen Exercitien sehr wenig geübt waren, benahmen sich Anfangs etwas unbeholfen und führten die nöthigen Schwenkungen so ungeschickt aus, daß die Offiziere fast verzweifeln wollten; als es aber erst zum Handgemenge gekommen war, fochten sie mit unübertrefflicher Tapferkeit und Todesverachtung. Auch hier wurden von der Landwehr die Gewehre meistens umgekehrt, und ganze Bataillone wurden auf solche Weise mit den Kolben niedergestreckt. Eins derselben wurde von den Preußen umzingelt und gegen eine Gartenmauer gedrängt, wo es bis auf den letzten Mann todt geschlagen wurde.

Der Verlust des Feindes war furchtbar; nur mit 1700 Mann rettete sich der General Girard, der selbst schwer verwundet war, nach Magdeburg. Gegen 3000 Feinde bedeckten todt oder schwer verwundet das Schlachtfeld, ungefähr ebensoviele wurden gefangen genommen, und zahllos war die Menge der Gewehre, welche das feindliche Fußvolk auf der Flucht weggeworfen hatte. Sie kamen den Landwehrmännern trefflich zu statten, von denen viele bisher bloß mit Piken bewaffnet gewesen waren.

Die Worte Schillers: „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!" könnte man sehr passend auf das Gefecht von Hagelberg anwenden; denn hier entschied nicht die Kriegskunst, sondern allein persönliche Tapferkeit und Kraft, und die Feinde wurden nicht sowohl besiegt oder geschlagen als erschlagen.

Ehe noch der Jubel über die Ehrentage von Großbeeren und Hagelberg verhallt war, traf schon wieder eine neue Siegesbotschaft ein.

Zu gleicher Zeit nämlich mit dem Unternehmen auf Berlin, welches durch die Tapferkeit der preußischen Landwehr vereitelt wurde, hatte Napoleon zwei andere entscheidende Streiche zu führen beabsichtigt: gegen Breslau in Schlesien und gegen Prag in Böhmen; allein auch diese mißglückten, wie wir sogleich sehen werden, vollständig. Der Streich auf Breslau ward abgewendet durch den Sieg an der Katzbach, den Blücher am 26. August, also drei Tage nach der Schlacht bei Großbeeren, über den französischen Marschall Macdonald davontrug. —

Während der Kaiser Napoleon den Marschall Oudinot gegen Berlin entsendete, hatte er selbst beim Wiederbeginn des Kampfes sich mit aller Macht auf das in die Oberlausitz vordringende schlesische Heer geworfen und dasselbe durch eine Reihe von Gefechten über den Queis und den Bober nach Schlesien zurückgetrieben. Da hörte er, daß die Hauptmacht der Verbündeten von Böhmen aus gegen Dresden im Anzuge sei. Sogleich kehrte er mit seinen Garden bei Löwenberg (am Bober) um und übertrug die weitere Verfolgung des Blücherschen Heeres dem Marschall Macdonald.

Blücher merkte sehr bald an der größeren Lässigkeit des Feindes, daß der französische Kaiser nicht mehr selbst die Verfolgung leite, und war sogleich entschlossen, von der Vertheidigung zum Angriffe überzugehen, zumal da die Soldaten über das ewige Retiriren sehr unwillig zu werden anfingen.

Blücher stand mit seinen Preußen und Russen zwischen den Städten Liegnitz und Jauer in Niederschlesien, nicht weit von der Katzbach, einem kleinen Flusse, der sich einige Meilen unterhalb Liegnitz in die Oder ergießt. Es ist dies dieselbe Gegend, wo sechs Jahrhunderte früher (am 9. April 1241) die blutige Mongolenschlacht geschlagen worden war, die man nach dem in Folge dieser

Schlacht erbauten Kloster Wahlstatt (jetzt ist es eine Kadetten-Erziehungsanstalt) die Schlacht bei Wahlstatt zu nennen pflegt.

Von der sehr beträchtlichen Anhöhe, auf welcher Wahlstatt mit seinen beiden weithin leuchtenden hellen Zwillingsthürmen liegt, übersieht man in der Richtung nach Liegnitz und Goldberg eine weite, fruchtbare, mit unzähligen Dörfern bedeckte Ebene, die aber nach der Katzbach und wüthenden Neiße, einem Zuflusse der Katzbach, ziemlich steil abfällt und von Schluchten und Hohlwegen durchschnitten ist. Diese Ebene hatte Held Blücher sich zum Kampfplatze ausersehen.

Die Franzosen, die nur Sorge hatten, daß Blücher ihnen entrinnen möchte, setzten in aller Eile über die Katzbach und die wüthende Neiße, die in Folge des anhaltenden Regens sehr angeschwollen waren, und suchten durch die Hohlwege und Schluchten die oben bezeichnete Hochebene zu erreichen, auf welcher Blücher an der Spitze der Corps von York und Sacken sie mit Ungeduld erwartete. Als er merkte, daß die Franzosen am Rande der Hochebene angelangt waren, kommandirte er plötzlich zum Angriff mit den Worten: „Nun habe ich genug Franzosen herüber. Nun frisch vorwärts, Kinder!" Wie ein Ungewitter stürzte sich zuerst die Reiterei der Verbündeten mit der reitenden Artillerie auf die überraschten Feinde, die bei dem strömenden Regen die Nähe der Preußen und Russen gar nicht bemerkt hatten und deren Glieder jetzt auf einmal durch einen Eisenhagel aus 60 — 70 schweren Geschützen niedergeschmettert wurden. Man ließ ihnen keine Zeit, die getrennt ankommenden Heersäulen zu ordnen und das eigene Geschütz gegen die Angreifer aufzufahren. Denn schon rückte auch das Fußvolk der Verbündeten in dicht geschlossenen Kolonnen heran und brach sich Bahn mit Bajonett und Kolben. Die französischen Bataillone wurden durch die schlammigen Hohlwege, in denen man bis an's Knie

im Koth versank, in die Katzbach hinabgeworfen, in deren Fluthen viele Hunderte ihren Tod fanden, während die übrigen unter den Streichen der erbitterten Preußen und Russen starben oder von dem schnell nacheilenden Geschütze niedergemäht wurden.

Nicht weniger als 18,000 Franzosen wurden zu Gefangenen gemacht und 100 Kanonen nebst unermeßlicher Beute an Munition und Kriegsvorräthen fielen in die Hände der Verbündeten, Blücher aber hieß von dieser Zeit an bei seinen Soldaten nicht anders als „der Marschall Vorwärts," und von seinem Könige erhielt er den Titel „Fürst von Wahlstatt."

Wie die Tage von Großbeeren und Hagelberg die Ehrentage der pommerschen und märkischen Landwehr waren, so hat an der Katzbach sich die schlesische Landwehr am meisten hervorgethan, und sie verdient um so mehr Anerkennung, ja Bewunderung, da sie sich, was Ausrüstung und Bekleidung betrifft, in dem traurigsten Zustande befand. Vielen fehlten selbst die Stiefel an den Füßen, und die Uniformen waren so jämmerlich, daß sie kaum die Blöße des Mannes bedeckten. Dazu waren die Leute selbst bei weitem nicht so kräftig und wohlgenährt, wie die Landwehrmänner aus Pommern und der Mark, und endlich waren sie auch durch die ununterbrochenen Gewaltmärsche bei dem furchtbarsten Regenwetter auf das äußerste mitgenommen worden.

Die Freude über den Sieg an der Katzbach wurde indeß, wenn auch zum Glück nur auf kurze Zeit, durch eine Niederlage getrübt, welche die Hauptarmee der Verbündeten um dieselbe Zeit (den 26. und 27. August) bei Dresden im Kampfe gegen den Kaiser Napoleon selbst erlitten hatte.

Am 21. August nämlich hatte der Oberbefehlshaber Fürst Schwarzenberg die gewaltige böhmische Armee, die über 200,000 Streiter zählte, von Böhmen aus nach Sachsen in Bewegung gesetzt.

Auf der Grenze beider Länder liegt bekanntlich das Erzgebirge, welches auf der böhmischen Seite sehr steil abfällt, nach Leipzig und Dresden hin sich aber sehr langsam und allmählich abdacht und von mehreren Flußthälern durchschnitten ist. Dieses Gebirge überschritten die Verbündeten auf vier verschiedenen Straßen und vereinigten endlich am 25. August ihre Streitkräfte nach sehr beschwerlichen Märschen auf der Südseite von Dresden, welches sie am folgenden Tage mit stürmender Hand zu nehmen gedachten.

Der Angriff auf die Stadt sollte in einem großen Halbkreise von drei Seiten zugleich erfolgen. Rechts an der Elbe entlang (von Pirna her) sollten die Russen unter Wittgenstein vordringen, weiter links die Preußen und jenseit des Plauenschen Grundes die Oestreicher. Die französische Besatzung von Dresden war verhältnißmäßig sehr schwach (sie bestand aus etwa 20,000 Mann), doch hatte man die Stadt selbst stark befestigt, und die Eingänge zu den Vorstädten wurden durch zahlreiche Schanzen vertheidigt. Auch rechneten die Franzosen in der Stadt mit Sicherheit auf die baldige Ankunft ihres Kaisers, der auf die Kunde von der drohenden Gefahr mit seinen Garden in Eilmärschen aus Schlesien herbeikam und in der That noch zeitig genug in Dresden anlangte, um selbst die Leitung der Vertheidigungs-Operationen übernehmen zu können. So hatte Schwarzenberg den günstigsten Augenblick zum Angriff unbenutzt vorübergehen lassen.

Erst am 26. August, Nachmittags 4 Uhr, eröffneten die Verbündeten den Kampf mit einer so furchtbaren Kanonade, daß der Erdboden meilenweit im Umkreise erbebte und die Bewohner von Dresden den Untergang ihrer Stadt erwarteten; Napoleon aber hielt mit seinem Stabe an der Elbbrücke neben der katholischen Kirche und entsendete von hier aus durch seine Adjutanten seine

Befehle und Anordnungen nach allen Richtungen hin mit einer Ruhe und Sicherheit, als ob er des Sieges schon gewiß wäre.

In der That konnten die Verbündeten trotz der größten Tapferkeit der Soldaten und trotz immer wiederholter Sturmangriffe, bei denen oft ganze Bataillone sich einem sicheren Untergange weihten, fast auf keinem Punkte ihrer allzuweit ausgedehnten Schlachtlinie einen bemerkenswerthen Vortheil erringen; ja der folgende Tag sollte für sie sogar mit einer schweren Niederlage endigen. Denn nachdem Napoleon während der Nacht ununterbrochen neue Verstärkungen an sich gezogen hatte, ging er am 27. August früh zum Angriffe über, durchbrach die Schlachtlinie der Verbündeten, warf ihren linken Flügel in den Plauenschen Grund hinab und nahm ihn zum größten Theil gefangen. Nach einem Verluste von 35,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen sahen sich die Verbündeten am Nachmittage des 27. August zu einem eiligen Rückzuge nach Böhmen genöthigt.

Unter denen, die vor Dresden ihren Tod fanden, war auch der General Moreau, ein Franzose von Geburt, der aus der Ferne herbeigeeilt war, um in den Reihen der Verbündeten gegen seinen früheren Kriegskameraden, den Kaiser Napoleon, und gegen seine eigenen Landsleute zu streiten. Ihm wurden vor den Augen des Kaisers Alexander von Rußland, der nebst dem Könige von Preußen mit vor Dresden gezogen war, durch eine französische Kanonenkugel beide Beine zerschmettert. Die Franzosen sahen in seinem schrecklichen Ende ein Strafgericht Gottes „an einem Vaterlandsverräther,“ und in der That wird man Moreau's Handlungsweise nimmer rühmlich finden können. —

Der Rückzug der Verbündeten nach Böhmen war mit den größten Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft und hätte leicht den Untergang des ganzen böhmischen Heeres herbeiführen können. Napo-

leon hatte nämlich schon am 25. August den tapferen General Vandamme mit mehr als 30,000 Mann von Pirna aus an der Elbe aufwärts den Verbündeten in den Rücken gesandt und ihm befohlen, dem böhmischen Heere im Fall einer Niederlage (an der er nicht zweifelte) den Rückzug nach Böhmen abzuschneiden. Wäre dieser Plan geglückt, so hätte nichts die Armee der Verbündeten vom Verderben erretten können; allein das Schicksal hatte es anders bestimmt, und das drohende Unheil sollte wider Erwarten in die schönste Siegesfreude verwandelt werden.

Der General Vandamme war auf der Straße von Pirna nach Teplitz bis in das Kulmer Thal vorgedrungen, wo man von den Bergen in die Ebenen des Königreiches Böhmen hinabsteigt. Hier stieß er auf 8000 Mann russischer Garden, unter dem General Ostermann, und auf einige andere feindliche Heeresabtheilungen, welche einen ganzen Tag lang mit dem größten Heldenmuthe den stürmenden Franzosen widerstanden und es dadurch dem Fürsten Schwarzenberg möglich machten, den hart Bedrängten Hilfe zu schicken. Der König von Preußen führte selbst ein östreichisches Reiterregiment auf den Kampfplatz.

So begann am folgenden Tage (den 30. August) der blutige Kampf von Neuem, und furchtbar dröhnte der Kanonendonner in dem engen Thale. Die Franzosen wehrten sich auf das tapferste, und bis gegen Mittag blieb der Sieg zweifelhaft. Siehe, da kommt plötzlich Hilfe von einer Seite, von wo man sie am wenigsten erwartet hat. Auf den Höhen bei Nollendorf nämlich erscheinen unverhofft preußische Kolonnen unter dem General Kleist, und ihr Geschütz sendet schon aus weiter Ferne seine tödtlichen Kugeln von den Bergen herab in die im Thale kämpfenden französischen Heerhaufen. Jetzt giebt Vandamme, der von Nollendorf her nicht die feindlichen Preußen, sondern seinen Kaiser als Retter aus größter

Noth erwartet hat, Alles verloren und befiehlt, daß jeder nur auf seine eigene Rettung bedacht sein solle.

In der That gelang es einem großen Theile der französischen Reiterei, indem sie mit geschwungenen Schwertern bergan sprengt, sich mitten durch die preußischen Bataillone (die noch nicht Zeit gehabt hatten sich zu ordnen) einen Weg zu bahnen und nach Dresden zu ihrem Kaiser zu kommen; der General Vandamme selbst aber, der sich nicht zur Flucht entschließen konnte, wurde mit 10,000 Mann auf dem Schlachtfelde gefangen genommen.

Mit Recht haben die Verbündeten auf den Sieg von Kulm einen sehr großen Werth gelegt, weil dadurch die Niederlage von Dresden ausgeglichen und der gesunkene Muth der böhmischen Armee wieder gehoben wurde. Der General Kleist erhielt, wie schon oben erwähnt ist, den Ehrennamen „Kleist von Nollendorf," und auf dem Schlachtfelde im Kulmer Thale sind später von den drei verbündeten Völkern, die hier stritten, drei gewaltige Siegesmale errichtet worden.

So waren denn die ersten Wochen nach dem Waffenstillstande für beide Theile äußerst blutig, für die Verbündeten aber entschieden vortheilhafter gewesen; denn für das eine verunglückte Unternehmen gegen Dresden hatten sie drei gewonnene Schlachten aufzuweisen, die von Großbeeren, die an der Katzbach und die von Kulm. —

Auch der September sollte den Verbündeten einen großen Sieg bringen und zwar einen Sieg, der fast allein durch preußische Waffen erfochten wurde. Es ist dies der bekannte Sieg von Dennewitz, der unserm tapferen General Bülow den Namen „Bülow von Dennewitz" verschafft hat.

Um nämlich die Schmach von Großbeeren zu tilgen, hatte Napoleon den Marschall Ney — „den Tapfersten der Tapferen,"

wie sein Kaiser selbst ihn nannte, mit 77,000 Mann, worunter wiederum viele Sachsen waren, von Neuem gegen Berlin entsendet und ihm befohlen, die preußische Hauptstadt zu erobern, es koste was es wolle.

Von Wittenberg aus waren die Franzosen in nordöstlicher Richtung bis in die Gegend von Jüterbogk (wo jetzt die Eisenbahn sich theilt und einen Zweig über Wittenberg nach Dessau, den andern über Herzberg nach Riesa schickt) ziemlich ungestört vorgedrungen, und der Kronprinz von Schweden traf, wie gewöhnlich, nicht die geringste Anstalt, ihnen den Weg nach Berlin zu verlegen, ja er gebot sogar den preußischen Generalen sich zurückzuziehen, allein die beiden Helden Bülow und Tauentzien waren fest entschlossen, den Feind, wo sie standen, zu erwarten und ihn, womöglich, auf dem Marsche selbst zu überfallen.

Eine halbe Meile von Jüterbogk liegt in einer hügeligen, zugleich aber auch von Sümpfen durchschnittenen Gegend das Dorf Dennewitz, nicht weit von der Eisenbahn, die von Jüterbogk nach Wittenberg führt.

Von Dennewitz aus zogen die französischen Regimenter am 6. September früh ziemlich sorglos über die niedrigen Hügel nach Jüterbogk zu, ohne zu ahnen, daß die Preußen schon bereit standen, sie von vorn und in der Flanke zugleich anzufallen. Durch die Höhenzüge gedeckt, kam ihnen von Jüterbogk der General Tauentzien mit 10,000 Landwehrmännern entgegen, während Bülow sich seitwärts aufgestellt hatte.

Um 9 Uhr Morgens begann der Kampf zwischen Dennewitz und Jüterbogk, indem die Franzosen den sumpfigen und tiefen „Aabach“ auf mehreren Brücken überschreitend gegen die auf dem ersten Höhenzuge stehenden Preußen herangestürmt kamen. Furchtbar wüthete bald der Kampf auf der ganzen Linie, und hundert

Feuerschlünde schleuderten Tod und Verderben hinüber und herüber, ohne eine Entscheidung herbeiführen zu können. Wie zwei starke Wettkämpfer, von denen keiner auch nur einen Zoll breit weichen will, so standen die feindlichen Heeresabtheilungen, durch ein schmales Thal getrennt, einander gegenüber, und schon war zwei Stunden lang das Blut in Strömen geflossen, als endlich die preußische Landwehr, von dreifacher Uebermacht überwältigt und durch das französische Geschütz zerrissen, langsam zurückweichen mußte, aber nur, um in einer neuen Stellung den Kampf von Neuem zu beginnen und die Feinde so lange aufzuhalten, bis Bülow mit der Hauptmacht herankäme.

Entsetzlicher als zuvor wüthete jetzt der Kampf, da die Franzosen Alles aufboten, die wankenden preußischen Bataillone vollends zu durchbrechen, während diese die letzte Kraft anstrengten, um die Feinde bis zur Ankunft Bülow's aufzuhalten. Denn schon hörte man in der Ferne den Rettung verheißenden Kanonendonner des preußischen Hauptheeres.

Bülow hatte soeben durch eine Stafette die Nachricht von dem großen Siege Blüchers an der Katzbach erhalten und theilte sie sogleich seinen Soldaten mit, die dadurch zu edlem Wetteifer entflammt wurden und mit freudigem Hurrahruf dem Schlachtfelde von Dennewitz zueilten, um ihre bedrängten Kameraden zu retten und den Sieg durch ihre unerwartete Ankunft schneller entscheiden zu helfen. —

Bülow selbst war seinen Schaaren schon vorangeeilt, um von einer Anhöhe die Lage der Dinge bei Dennewitz überschauen zu können, und als er die Bedrängniß Tauentziens bemerkte, ließ er sich schon von ferne durch den Donner seiner Kanonen anmelden.

Das war ein angenehmer Klang für die fast schon erliegenden Landwehrmänner, und todesmuthig sprengte die preußische Reiterei

noch einmal gegen die feindlichen Bataillone, von denen mehrere zersprengt und niedergehauen wurden.

Die Franzosen stellen schnell einen Theil ihrer Streitkräfte den neuankommenden Gegnern entgegen, während sie mit dem andern die über Tauentzien errungenen Vortheile weiter zu verfolgend suchen. Wiederum wogt der Kampf unentschieden hin und her, am heißesten um das Dorf Göhrsdorf, das von den Preußen mehrmals erstürmt und wieder verloren wird.

Gegen 4 Uhr Nachmittags endlich wird der Sieg durch die Brigade Borstell, die jetzt auf dem Schlachtfelde erscheint, zu Gunsten der Preußen entschieden, und da auch der Kronprinz von Schweden sich langsam nähert, so entsinkt den Franzosen vollends der Muth, und sie wenden sich zur Flucht, die bald in eine vollständige Auflösung des stolzen Heeres sich verwandelt.

Das war der denkwürdige Tag von Dennewitz, wo 30,000 Preußen, großentheils Landwehrmänner, über mehr als 70,000 Franzosen und Sachsen unter der Führung des tapferen Marschall Ney den vollständigsten Sieg erkämpften. Fünfzehntausend Gefangene, achtzig Kanonen, vier Fahnen und 400 Pulverwagen waren die Trophäen dieses Sieges, der die Hauptstadt Preußens zum zweiten Mal aus drohender Gefahr errettete.

Während die Nordarmee — oder vielmehr die preußische Abtheilung derselben — den Sieg bei Dennewitz erfocht, war in Schlesien und Sachsen auf die blutigen Kämpfe an der Katzbach, bei Dresden und Kulm eine längere Zeit der Ruhe gefolgt; wenigstens kam es in diesen Gegenden im Laufe des Monat September zu keiner entscheidenden Schlacht, weil der Fürst Schwarzenberg bei seinen Bewegungen gegen Dresden mit der äußersten Vorsicht zu Werke ging und vor jedem kühneren Schritte sich zu fürchten schien. Diesem Zaudern und dieser Unentschlossenheit machte endlich unser

Marschall „Vorwärts“ ein Ende. Ohne sich viel um die Hauptarmee in Böhmen und ihren allzuvorsichtigen Führer zu bekümmern, ging er plötzlich in der Nacht vom 2. zum 3. October bei Wartenburg (in der Nähe von Wittenberg) über die Elbe und schlug den französischen General Bertrand, der in dieser Gegend die Elbe bewachen sollte.

Bertrand hatte mit seinen 20,000 Franzosen eine Stellung eingenommen, wie man sie sich kaum vortheilhafter denken kann. Die Elbe bildet bei Wartenburg einen ziemlich bedeutenden Bogen, und das linke Ufer, wo Bertrand stand, ist mit ausgedehnten Sümpfen bedeckt, die nur von einzelnen schmalen Dämmen durchschnitten sind. Dieses schwierige Terrain mußten die Preußen im Angesicht und unter dem Kanonenfeuer eines zahlreichen und tapferen Feindes überschreiten, nachdem sie zuvor den Uebergang über den Strom selbst bewerkstelligt hatten.

Der dritte October ist der Ehrentag des Yorck'schen Corps, von dem der schwere Kampf allein ausgefochten wurde. Schon während der Nacht hatte Yorck die nöthigen Vorbereitungen zum Uebergange über die Elbe in aller Stille treffen lassen. Dennoch fand er den wachsamen Feind zu seinem Empfange auf das beste vorbereitet, und die stürmenden Preußen erlitten beim Vordringen durch die Sümpfe, in denen die eigenen Kanonen stecken blieben, große Verluste. Doch hier half kein Zaudern. Vorwärts ging es mit gefälltem Bajonett gegen die feindlichen Verschanzungen, aus denen ein dichter Kartätschenhagel den Angreifern entgegensprühte; ein Damm nach dem andern wurde erstürmt, und nach fünfstündiger Blutarbeit war der schwere Sieg errungen, welcher dem General Yorck den Ehrennamen „Yorck von Wartenburg“ verschaffte.

Als das zweite Bataillon des Leibregiments, welches sich in der Schlacht bei Wartenburg am meisten hervorgethan hatte, nach

errungenem Siege an dem General York vorbeidefilirte, konnte selbst der finstre York nicht umhin, ihm seine Anerkennung zu beweisen, indem er sein Haupt entblößte. —

Durch sein kühnes Vordringen gegen Leipzig und Halle nöthigte Blücher auch die beiden anderen Heere der Verbündeten zu größerer Schnelligkeit und entschiedeneren Bewegungen. Nachdem Blücher sich mit dem Kronprinzen von Schweden (der auf sein dringendes Verlangen bei Roßlau ebenfalls über den Elbstrom gegangen war) in der Gegend von Düben an der Mulde vereinigt hatte, zog auch die Hauptmacht der Verbündeten aus Böhmen über das Erzgebirge und die Städte Chemnitz und Zwickau langsam gegen die Ebenen von Leipzig heran, indem Schwarzenberg in Böhmen nur den russischen General Bennigsen mit 60,000 Mann (eben erst angekommener) Reservetruppen zurückließ, um dieses Land gegen etwaige Angriffe von Dresden her zu decken. Bei dieser Heeresabtheilung, die übrigens auch möglichst bald nach Leipzig aufbrechen sollte, blieb der König von Preußen, während die beiden verbündeten Kaiser sogleich dem Hauptheere folgten.

„Blücher und der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee auf dem linken Elbufer, fast im Rücken der französischen Stellung bei Dresden, und das böhmische Heer im Anmarsch gegen Leipzig!" — Das waren für Napoleon höchst bedenkliche Nachrichten! Er mußte fürchten, im Rücken vollständig umgangen und vom Rheine und Frankreich abgeschnitten zu werden. Sollte er ruhig bei Dresden warten, bis die Verbündeten sich hinter ihm vereinigt hatten? Es war kein Augenblick zu verlieren. Nur ein schneller und gewaltiger Streich, geführt gegen den schlimmsten unter seinen Bedrängern, konnte ihm vielleicht auf einige Zeit Luft verschaffen.

Napoleon beschloß daher, sich mit aller Macht zuerst auf Blücher und den Kronprinzen von Schweden zu werfen und diese

beiden, die ohnehin am wenigsten gedeckt standen, durch blitzschnelle Stöße auf das rechte Elbufer zurückzutreiben.

Am 7. October sechs Uhr früh verließ Napoleon Dresden mit der alten Garde und kam am 8. October in Wurzen an der Mulde an, wo er den größten Theil seiner Truppen vereinigt hatte. Er gedachte in den nächsten Tagen eine große Schlacht zu liefern und suchte seiner Gewohnheit gemäß seine Soldaten durch Ordensverleihungen und aufmunternde Anreden darauf vorzubereiten, namentlich auch die sächsischen Regimenter wieder mit sich auszusöhnen, die er kurz zuvor in seinen Schlachtberichten schwer gekränkt hatte. Napoleon hatte ihnen nämlich die Hauptschuld von dem Verluste der Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz beigemessen.

Sobald die nöthigen Anordnungen für die Schlacht getroffen waren, rückten die französischen Heeresmassen in dichten Kolonnen gegen das Städtchen Düben vor, allein zu ihrer nicht geringen Verwunderung fanden sie dort gar keinen Feind, und Napoleon erkannte zu spät, daß er einen Stoß in die leere Luft gethan und viel kostbare Zeit zu einem ganz vergeblichen Unternehmen verwendet hatte. Denn Blücher, der den Plan des Kaisers durchschaut hatte, war ihm klüglicherweise ausgewichen und hatte sich von der Mulde in westlicher Richtung gegen die Saale zurückgezogen.

Da mußte sich denn endlich Napoleon, obwohl mit schwerem Herzen, entschließen, seinen bisherigen Stützpunkt, Dresden, aufzugeben und nach Leipzig zurückzugehen; indeß ließ er in der sächsischen Hauptstadt eine Besatzung von 28,000 Mann zurück, mit der Weisung, die Stadt so lange als irgend möglich zu halten.

So zogen sich denn von allen Seiten die schweren Gewitterwolken gegen Leipzig hin zusammen, und es konnte nicht mehr zweifelhaft sein, daß hier, in den Ebenen von Leipzig, die schon mehrmals in der Geschichte unseres Vaterlandes der Schauplatz

blutiger Kämpfe gewesen waren, in wenigen Tagen das Schicksal von Deutschland und Frankreich, ja das von ganz Europa entschieden werden mußte.

Bevor wir jedoch zu der Völkerschlacht bei Leipzig, als dem entscheidenden Wendepunkte des eigentlichen deutschen Befreiungskrieges, übergehen, haben wir hier am Schlusse des Abschnittes noch zweier Ereignisse zu gedenken, welche in die Zeit unmittelbar vor der Schlacht fallen und welche nicht wenig dazu beitrugen, den Muth und die Zuversicht der Verbündeten für den Entscheidungskampf zu heben, die Franzosen aber mit banger Besorgniß zu erfüllen. Es sind dies die bekannten Streifzüge der beiden verwegenen russischen Parteigänger, des Generals Tschernitscheff und des Obersten Tettenborn, gegen die Hauptstadt des Königreiches Westphalen (Kassel) und gegen die reiche Handelsstadt Bremen an der Weser.

Der General Tschernitscheff nämlich war gegen Ende des September mit 2000 Reitern und einigen Geschützen von Aken an der Elbe plötzlich in das Königreich Westphalen eingebrochen, welches, wie wir wissen, einem Bruder Napoleons gehörte, und nachdem er 28 — 30 Meilen weit mitten durch Feindesland gezogen war, hatte er am 28. September den König Hieronymus in seiner Hauptstadt Kassel überfallen und ihn genöthigt, sein Heil in der Flucht zu suchen. Hierauf hatte Tschernitscheff am 1. October von Kassel aus die Auflösung des Königreiches Westphalen verkündet, und obwohl er bald darauf vor der feindlichen Uebermacht weichen und seine schnelle Eroberung wieder aufgeben mußte (schon am 7. October wurde die Herrschaft des Hieronymus in Kassel wiederhergestellt!), so war das kühne Unternehmen der kleinen Schaar doch von großer Wirkung. Denn es ermuthigte die Freunde und Anhänger der deutschen Sache und rief im ganzen Westen unseres

Vaterlandes bis an den Rhein hin eine Aufregung hervor, die den Franzosen höchst gefährlich werden konnte.

Einen ähnlichen Verlauf hatte der Zug des Obersten Tettenborn gegen Bremen. Nachdem der General Wallmoden am 16. September ein französiches Armeecorps an der Göhrde, einem Jagdschlosse im Lüneburgischen, vernichtet hatte, sammelte Tettenborn am 9. October an der Elbe (zwischen den Städten Lauenburg, Boitzenburg und Lüneburg) ein tapferes Häuflein von ebenfalls nur 2000 M., zu dem auch eine Abtheilung der Lützower Freischaaren gehörte, zog mit ihnen auf verborgenen Wegen quer durch das vom Feinde besetzte hannöversche Land und erschien am 13. October plötzlich vor den Thoren von Bremen, welches am 15. October von der französischen Besatzung fast ohne allen Widerstand aufgegeben wurde. Unter endlosem Jubel hielt Tettenborn mit seinen Kosacken und Freischaaren seinen Einzug in die Stadt, die er indeß ebenfalls nicht zu behaupten vermochte. Schon am 22. October fiel sie wieder in die Hände der Franzosen, jedoch nur auf kurze Zeit, indem sie (wie auch Kassel) noch vor Jahresschluß vollständig und dauernd befreit ward.

Dritter Abschnitt.

Die Völkerschlacht bei Leipzig und der Rückzug des französischen Heeres. Schlacht bei Hanau.

Die verschiedenen Kämpfe, die in den Tagen vom 16. bis zum 19. October 1813 in der Umgegend von Leipzig ausgefochten wurden, pflegt man unter dem gemeinsamen Namen der „Völkerschlacht bei Leipzig" zusammenzufassen, obwohl man eigentlich eine ganze Reihe von einzelnen Gefechten oder Schlachten zu unterscheiden hat. Denn fast jedes Dorf im Umkreise der Stadt war von den Franzosen mit wunderbarer Schnelligkeit und Gewandtheit befestigt worden und mußte deshalb von den Verbündeten, gewöhnlich unter großem Blutvergießen, besonders erstürmt werden. Es ist daher nothwendig, daß wir uns zuerst auf einer Spezialkarte die nächsten Umgebungen von Leipzig etwas genauer ansehen.

Die reiche Meß- und Handelsstadt Leipzig liegt bekanntlich in der nordwestlichen Ecke des jetzigen Königreichs Sachsen in einer sehr flachen und fruchtbaren Gegend, welche aber auf der Westseite der Stadt von den sumpfigen Niederungen der Elster und Pleiße durchschnitten wird. Diese Niederungen, die nur vermittelst einiger Dämme und Brücken überschritten werden können, theilen die Leipziger Ebene in zwei von einander scharf getrennte Hälften, eine östliche und eine westliche. Die Stadt selbst liegt auf der östlichen Hälfte, aber dicht am Rande der Niederungen, durch welche eine ziemlich breite Straße über das Dorf Lindenau nach Markranstädt, Weißenfels und Naumburg führt. Auf derselben Seite bemerken wir, ebenfalls dicht am Rande der Niederung, die Dörfer Connewitz, Dölitz, Gautzsch, Markleeberg u. a., weiter rechts (südöstlich von Leipzig) Probstheida, Wachau und

den Marktflecken Liebertwolkwitz, noch weiter rechts, nach der Parthe hin (einem Flüßchen, das sich im Norden von Leipzig in die Pleiße ergießt) die Dörfer Zuckelhausen, Holzhausen, Klein-Pößna u. a. Nach Nordosten weiter gehend, treffen wir auf unsern Karten zunächst auf die Leipzig-Dresdener Eisenbahn mit den Dörfern Volkmarsdorf auf der einen und Paunsdorf auf der andern Seite; dann auf Schönefeld an der Parthe und Eutritzsch, und bei dem Dorfe Möckern endlich sind wir im Nordwesten der Stadt wieder am Rande der oben bezeichneten Niederung angelangt.

Der Weg, den wir, auf solche Weise die Stadt Leipzig umkreisend, zurückgelegt haben, beträgt etwa 4 Meilen, und die ganze weite Fläche, die er umschließt, ist in den ewig denkwürdigen Octobertagen des Jahres 1813 mit dem Blute von tausend und aber tausend tapferen Streitern getränkt worden; den Hauptschauplatz des großen Kampfes jedoch finden wir im Süden von der Stadt bei Probstheida, Wachau und Liebertwolkwitz, sowie dicht am Rande der Niederung bei Connewitz, Dölitz und Markleeberg. Denn in diesen Gegenden hatte Napoleon bei weitem den größten Theil seiner Streitkräfte vereinigt und sie in einem weiten Halbkreise, dessen Mittelpunkt Probstheida selbst bildete, gegen das vom Erzgebirge her anrückende böhmische Hauptheer der Verbündeten aufgestellt.

Der Gang des Kampfes aber war im Allgemeinen der, daß die Franzosen allmählich immer weiter nach der Stadt Leipzig hin zurückgedrängt wurden, bis sie sich endlich genöthigt sahen, nicht bloß alle umliegenden Dörfer, sondern auch die Stadt aufzugeben und ihr Heil in einem schleunigen Rückzuge zu suchen, welcher auf dem oben beschriebenen Wege über das Dorf Lindenau nach Weißenfels und Naumburg zu ausgeführt wurde. —

Eröffnet wurde die Reihe der Kämpfe schon am 14. October durch das Reitergefecht bei Liebertwolkwitz, das würdige Vorspiel des blutigen Dramas. Um nämlich die Stellung und Stärke der Franzosen bei Leipzig auszukunden, war der General Wittgenstein vom Fürsten Schwarzenberg mit ansehnlichen Streitkräften vorausgeschickt worden und stieß bei Liebertwolkwitz auf die Schaaren des „Reiterkönigs" Mürat, des Schwagers von Napoleon. Es kam zu einem wilden Handgemenge, in welchem der König Mürat beinahe selbst wäre gefangen genommen worden. Ein preußischer Dragoner-Lieutenant nämlich (Guido von Lippe hieß er) hatte den König an seiner theatralischen Reitertracht erkannt und jagte mit einigen Dragonern geradewegs auf ihn los, wurde aber von dem Stallmeister des Königs, noch ehe er sein Ziel erreichen konnte, durch einen tödtlichen Degenstoß vom Pferde herabgeworfen. Der König war gerettet, freilich nur, um zwei Jahre später (am 13. October 1815!) von den Oestreichern wie ein gemeiner Missethäter in Italien erschossen zu werden! —

Während die Reitergeschwader von Mürat und Wittgenstein schon in heißem Kampfe sich bei Liebertwolkwitz und Wachau tummelten, zogen von Norden her durch die Stadt Leipzig in unabsehbaren Reihen die französischen Heeresmassen, um die ihnen angewiesenen Stellungen auf der Südseite einzunehmen. Der Kaiser selbst, welcher gegen Mittag in Leipzig angelangt war, saß bereits in der Nähe des Kampfplatzes (bei dem ehemaligen Galgen) auf einem einfachen Feldstuhle, und vor ihm lagen auf einem Tische Karten und Pläne des Schlachtfeldes, die er eifrig studirte, um seine Anordnungen für die bevorstehende Entscheidungsschlacht von hier aus zeitig genug nach allen Richtungen hin entsenden zu können. Um ihn standen die Offiziere seines Gefolges, in düsteres Schweigen versunken; sie mochten wohl ahnen, daß ihnen großes

Unglück bevorstand. Adjutanten kamen und sprengten auf schäumenden Rossen wieder davon, um Berichte zu bringen und Befehle weiter zu tragen.

Um diese Zeit traf auch der greise König Friedrich August von Sachsen, vor den Verbündeten fliehend, auf dem Leipziger Schlachtfelde mit dem Kaiser Napoleon zusammen, eilte aber schnell weiter nach der Stadt, um dort den Ausgang des Kampfes und die Entscheidung seines eigenen Schicksals abzuwarten.

Friedrich August befand sich in der That in einer äußerst traurigen Lage. Sein Land war jetzt fast wieder ganz in den Händen der Verbündeten, die von der großen Mehrzahl des Volkes als Befreier von der Fremdherrschaft willkommen geheißen worden; der König aber, der, wie wir wissen, dem Kaiser Napoleon persönlich befreundet war, konnte sich gerade jetzt, in der Stunde der Entscheidung, am wenigsten entschließen, seinen langjährigen Bundesgenossen treulos im Stiche zu lassen.

Indessen marschirten durch Leipzig immer neue französische Regimenter, und auch während der folgenden Nacht ertönte in den Straßen unaufhörlich das Rasseln der durchfahrenden Geschütze, der Hufschlag der Rosse, das Toben und Schreien der einander drängenden Menschenmassen.

Am 15. October ward es ruhiger. Viele Bewohner der Stadt stiegen auf die Thürme, um von dort das nahe Schlachtfeld zu beobachten. Mit Staunen sahen sie vor sich die mit wunderbarer Schnelligkeit geordneten langen Linien der französischen Heeresmassen, welche sich von Paunsdorf über Probstheida bis nach Connewitz ausdehnten. Auf den übrigen Seiten waren nur einzelne Abtheilungen sichtbar.

Mit unbeschreiblicher Angst erwartete man jeden Augenblick den Beginn des Kampfes, doch es blieb Alles still, da man auf

beiden Seiten noch mit den Vorbereitungen zur Schlacht beschäftigt war. Nur die Kosacken schwärmten einzeln oder truppweise über die weite Ebene, und um 8 Uhr Abends stiegen am südlichen Horizont drei weiße Raketen in die dunklen Wolken empor, worauf in der entgegengesetzten Richtung durch vier rothe Raketen die Antwort erfolgte, daß man für den nächsten Tag zum Beginn des blutigen Werkes gerüstet sei.

Unter Regen und Sturm nahte der 16. October heran. Der Oberbefehlshaber der Verbündeten hatte folgenden Aufruf an seine Soldaten erlassen: „Die wichtigste Epoche des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt! Das Band, welches mächtige Nationen zu einem Zwecke vereinigt, wird auf dem Schlachtfelde enger und fester geknüpft. Russen, Preußen, Oestreicher! Ihr kämpft für eine Sache, kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit Eurer Söhne, für die Unsterblichkeit Eurer Namen! Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer!" —

Der Angriff des böhmischen Heeres mußte der Bodenbeschaffenheit wegen in drei von einander getrennten Linien geschehen, nämlich erstens auf dem linken Ufer der Elster gegen das Dorf Lindenau, zweitens in der Niederung der Elster und Pleiße gegen Connewitz, und endlich drittens gegen die Hauptstärke des Feindes bei Probstheida, Wachau und Liebertwolkwitz.

Um 9 Uhr Morgens rollte von Güldengossa, Wachau und Liebertwolkwitz her der erste Kanonendonner über die Ebene, und wenige Minuten später war der Kampf auf der ganzen Linie entbrannt: bis Leipzig hin erbebte der Boden von dem Feuer aus mehr als tausend Geschützen.

Am furchtbarsten wüthete der Streit bei den Dörfern Wachau und Liebertwolkwitz, wo der Kern des französischen Heeres versammelt war. Sturmkolonnen auf Sturmkolonnen wurden von den Verbündeten gegen diese beiden Dörfer herangeführt, und Haufen von Leichen bedeckten alle Zugänge, allein der Kampf wollte zu keiner Entscheidung führen. Kaum erobert, wurden die Dörfer durch neue und stärkere Heeresmassen den Verbündeten wieder entrissen, und als endlich die Nacht hereinbrach, befanden sich die beiden feindlichen Heere im Ganzen und Großen noch in denselben Stellungen, die sie am Morgen vor dem Beginne des Kampfes inne gehabt hatten, ja die Verbündeten hatten in dieser Gegend sogar auf einigen Punkten entschieden zurückweichen müssen.

Durch einen wüthenden Reitersturm, den König Mürat auf Napoleons Befehl im entscheidenden Augenblicke unternommen hatte, war das Centrum der Verbündeten beinahe durchbrochen worden, und die beiden Monarchen von Preußen und Rußland, sowie der Fürst Schwarzenberg, welche auf einer Anhöhe bei Güldengossa hielten, hatten nur mit Mühe und Noth dem nahenden Ungewitter entrinnen können.

Schon um 2 Uhr Nachmittags hatte Napoleon Siegesbotschaften nach Leipzig geschickt, und bald mischte sich in den Donner der Kanonen von der Stadt her das feierliche Geläute der Glocken, welches den Bewohnern „den Triumph der Fremdlinge über das eigene Vaterland" verkündigen sollte!

Auch auf den übrigen Punkten des südlichen Schlachtfeldes waren die Waffen der Verbündeten an diesem Tage (den 16. October) nicht eben glücklich gewesen. Bei Connewitz und Dölitz versuchten die Oestreicher unter Meerveldt vergeblich, durch die sumpfigen und mit Gebüsch bedeckten Niederungen auf das rechte Ufer der Pleiße vorzudringen. Die polnischen Regimenter unter

dem Fürsten Poniatowski, dem Napoleon die Vertheidigung der Pleiße übertragen hatte, waren sehr vortheilhaft auf dem höheren rechten Ufer des Flüßchens aufgestellt und schleuderten aus zahlreichen Geschützen Tod und Verderben in die Reihen der Oestreicher, die das Feuer von dem sumpfigen Boden aus nur schwach erwiedern konnten.

Gegen Abend, als bereits Ströme von Blut umsonst vergossen waren, erhielt der General Meerveldt vom Fürsten Schwarzenberg den Befehl, den Uebergang über die Pleiße um jeden Preis zu erzwingen, allein auch dieser letzte Versuch endete unglücklich: der General Meerveldt selbst wurde gefangen genommen, und nur in einem Theile des Dorfes Dölitz vermochten die Oestreicher sich zu behaupten.

Ebenso hatten die Kämpfe um das wichtige Dorf Lindenau, wo der östreichische Feldzeugmeister Gyulai dem französischen General Bertrand gegenüber stand, nach achtstündigem verzweiflungsvollem Ringen mit dem Rückzuge der Oestreicher geendet; endlich waren die Verbündeten auch auf dem äußersten rechten Flügel ihrer weit gedehnten Stellung, bei Klein-Pößna, Seifertshain und Fuchshain, von den Franzosen zum Weichen gebracht worden.

So sah es denn also auf der Südseite der Stadt mit den Siegeshoffnungen der Verbündeten sehr übel aus. Zum Glück aber wurden die ungünstigen Erfolge der böhmischen Armee auf der andern Seite von Leipzig durch den glänzenden Sieg des Feldmarschall „Vorwärts“ bei dem Dorfe Möckern wieder ausgeglichen.

Blücher war mit der schlesischen Armee von Norden her gegen Leipzig vorgedrungen und traf zwischen Eutritzsch und Möckern auf das Corps des Generals Marmont, der ihm das weitere Vordringen gegen die Stadt verwehren sollte. Es war Nachmittags 3 Uhr, als man den Feind vor sich erblickte, und der gewaltige

Kanonendonner, welcher von der andern Seite der Stadt ohne Unterbrechung herüberrollte, gleichsam als ein lauter Mahnruf zu schleuniger Hilfe, ließ den Preußen nicht viel Zeit zur Ueberlegung und zur Entwerfung eines Schlachtplanes. Im Sturmschritt führte der General Yorck seine tapferen Schaaren gegen das Dorf Möckern, wo unverkennbar die Hauptmacht des Feindes sich befand; allein so todesmuthig auch die ersten Schlachthaufen vordrangen, die Eroberung des Dorfes wollte ihnen durchaus nicht gelingen. Aus jedem Hause, aus jedem Fenster, aus allen Höfen und Gärten sprühte ihnen ein vernichtendes Gewehrfeuer entgegen, und eine lange Reihe von schweren Geschützen, welche von den Franzosen auf einer Anhöhe hinter dem Orte aufgepflanzt waren, riß mit ihren Eisenballen blutige Furchen in ihre dichtgedrängten Glieder. Die stürmenden Bataillone waren in kurzer Zeit zu kleinen Häuflein zusammengeschmolzen, und Yorck sah sich genöthigt, neue und immer neue Massen ins Feuer zu führen, bis zuletzt fast alle Reserven schon verwendet waren. Umsonst; die Preußen konnten sich in dem Dorfe nicht behaupten. Dreimal erobert, ging es dreimal wieder verloren, und die übrigen Corps der schlesischen Armee waren noch zu weit entfernt, um jetzt schon in das Gefecht mit eingreifen zu können.

Lange schwankte so der Kampf unentschieden hin und her; da wurde endlich mit Beihülfe der Reiterei die Anhöhe, wo die Geschütze standen, im Sturm genommen. Einige Schwadronen der Brandenburgischen Husaren und Uhlanen nämlich stürzten sich mit lautem Hurrah auf die seitwärts vom Dorfe vordringenden feindlichen Bataillone, ritten mehrere derselben über den Haufen und jagten in wildem Ungestüm auf die Batterien zu; zugleich ertönten auch bei dem Fußvolk von Neuem die Sturmtrommeln, und wieder ging es mit aller Macht vorwärts gegen den Feind, der in dem-

selben Augenblicke auch durch das Auffliegen einiger Pulverwagen in seinem Rücken erschreckt und aus der Fassung gebracht wurde. Jetzt war bei den Preußen vom Schießen keine Rede mehr: mit dem Bajonett stürmten sie unaufhaltsam den niedrigen Abhang hinauf, und ein vollständiger Sieg war die Frucht dieses letzten entschlossenen Angriffes.

In Verwirrung flohen die Feinde nach Gohlis und Eutritzsch zu, indem sie 53 Kanonen und 2000 Gefangene in den Händen der Sieger zurückließen, die ihren Sieg freilich auch theuer genug erkauft hatten. Denn nicht weniger als 5000 tapfere Preußen bedeckten todt oder schwerverwundet das blutige und mit Trümmern übersäete Schlachtfeld.

So war denn der Ausgang des ersten Schlachttages den Verbündeten doch günstig oder er war wenigstens zweifelhaft geblieben; denn während die Franzosen auf der Südseite von Leipzig allerdings alle Angriffe der Verbündeten siegreich zurückgewiesen hatten, waren sie bei Möckern durch Blücher und York geschlagen und bis nahe an die Stadt zurückgedrängt worden.

Als endlich der Abend hereingebrochen war und der Schlachtendonner auf allen Seiten ruhte, ließ Napoleon den gefangenen östreichischen General Meerveldt vorführen, versprach ihm die Freiheit und übergab ihm ein eigenhändiges Schreiben an den Kaiser von Oestreich, seinen erlauchten Schwiegervater, worin er sich bereit erklärte, Frieden zu schließen und denselben, wenn es gefordert würde, durch große Opfer von seiner Seite zu erkaufen. Napoleon hoffte, daß sein Anerbieten, zumal da er noch keineswegs besiegt war, bei den verbündeten Herrschern, namentlich aber bei Kaiser Franz, eine günstige Aufnahme finden würde; doch darin hatte er sich getäuscht. Man würdigte sein Schreiben nicht einmal einer Antwort.

So kam der 17. October heran, ein Sonntag, an welchem

der Kampf, wie auf beiderseitige Verabredung, ruhte. Napoleon schmeichelte sich mit Friedenshoffnungen und glaubte, daß man seine Vorschläge wenigstens als Grundlage für weitere Unterhandlungen benutzen werde, die Verbündeten aber wollten die Ankunft von Verstärkungen abwarten, die aus mehreren Richtungen herbeieilten. Bennigsen war mit 40—50,000 Mann im Anmarsch, und auch der Kronprinz von Schweden hatte das Schlachtfeld noch nicht erreichen können.

Dem unermüdlichen Blücher wollte indeß die Waffenruhe durchaus nicht gefallen; er begann den Kampf auf der Nordseite der Stadt von Neuem, mußte aber auf ausdrücklichen Befehl des Oberfeldherrn seine gegen Leipzig vordringenden Schaaren wieder zurückziehen und erhielt die Weisung, seinen Muth und seine Kräfte für den folgenden Tag aufzusparen, wo der entscheidende Schlag gegen den Gewaltigen geschehen sollte. — — —

Der 18. October war ein heiterer Herbsttag. Grade an demselben Tage waren sieben Jahre früher nach der Schlacht bei Jena die ersten Franzosen siegestrunken und voll stolzer Hoffnungen und Entwürfe in die Stadt Leipzig eingerückt. Jetzt sollten sie überwunden und fliehend den Schauplatz ihres Ruhmes verlassen. An einen Sieg wagte kaum noch irgend jemand unter ihnen zu denken. Denn die Uebermacht der Verbündeten war jetzt zu groß. Napoleon selbst kämpfte am 18. October nur noch für einen ehrenvollen Rückzug.

Um seiner Vertheidigungslinie mehr Festigkeit zu geben, hatte Napoleon dieselbe verengert und sich näher an Leipzig zurückgezogen. Die Stellung der Franzosen nämlich war jetzt folgende: Ihr rechter Flügel unter Mürat stand bei Connewitz und Dölitz und lehnte sich an die Pleiße; das Centrum befand sich bei Probstheida und bildete einen gegen Süden vorspringenden Winkel; der

linke Flügel unter dem Marschall Ney dehnte sich von Paunsdorf über Schönefeld bis Gohlis aus und war mit der Hauptfront gegen Norden gerichtet. Die Vertheidung der Rückzugslinie über Lindenau wurde dem General Mortier mit zwei Divisionen der jungen Garde übertragen, während Bertrand, der früher dort stand, nach Markranstädt und Weißenfels abmarschirte, um dem französischen Heere für den Fall des Rückzuges den Uebergang über die Saale zu sichern.

Die gesammte Streitmacht des Kaisers Napoleon belief sich nach den bisherigen Verlusten noch immer auf 160,000 Mann, von denen freilich ein großer Theil (namentlich die Reiterei, der es an Futter für die Pferde mangelte) nicht im besten Zustande war.

Die Zahl der Verbündeten betrug gegen 290,000 Mann, also fast das Doppelte von jener, doch konnten die Verbündeten nicht gleich von Anfang an über die ganze Heeresmacht verfügen, da bedeutende Abtheilungen derselben erst am Nachmittage auf dem Schlachtfelde ankamen.

Der Stellung der Franzosen entsprechend, bildete Fürst Schwarzenberg auf der Südseite der Stadt aus den verschiedenen Corps des großen böhmischen Heeres drei gewaltige Angriffssäulen:

die erste, bestehend aus 40,000 Oestreichern unter dem Oberbefehl des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Homburg, soll von dem Dorfe Markleeberg aus immer an der Pleiße entlang gegen Connewitz vordringen;

die zweite Angriffssäule, bei welcher der König von Preußen und der Kaiser von Rußland sich befinden, soll von Güldengossa über Wachau und Liebertwolkwitz das feindliche Centrum bei Probstheida durchbrechen; sie besteht aus 55,000 Mann der besten russischen und preußischen Truppen (darunter die Garden) und hat zum Führer den russischen General Barclay de Tolly;

die dritte Angriffssäule, welche aus verschiedenen Heeresabtheilungen aller drei verbündeten Nationen zusammengesetzt und unter den Befehl des Generals Bennigsen gestellt war, erhielt die Weisung, von Seifertshain und Fuchshain über Holzhausen gegen Stötteritz vorzudringen und das französische Centrum im Rücken und in der Flanke zu bedrohen. —

Sobald die leichten Morgennebel des 18. Octobers sich gesenkt hatten, begann der Kampf auf dem linken Flügel der Verbündeten, indem die Oestreicher siegreich von Markleeberg über Dölitz gegen Connewitz vordrangen und die Franzosen unter Augereau mit den polnischen Regimentern unter dem Fürsten Poniatowski von Dorf zu Dorf vor sich hertrieben. In und um Connewitz jedoch leisteten die Feinde den hartnäckigsten Widerstand, und da Napoleon ihnen eiligst einen Theil seiner Garden von Probstheida aus zu Hilfe schickte, mußten die Oestreicher zuletzt weichen. Der Prinz Ludwig von Hessen-Homburg selbst ward schwer verwundet, und die Oestreicher sahen sich genöthigt, um schleunige Unterstützung zu bitten. Der König von Preußen sprengte selbst herbei, um durch seine Gegenwart die Soldaten von Neuem zu ermuthigen. So wurde das Treffen wiederhergestellt, und der Kampf dauerte bis Abend mit wechselndem Glücke fort, indem die Verbündeten zwar einen Theil des eroberten Terrains siegreich gegen alle feindlichen Angriffe behaupteten, dagegen nicht vermochten, die Franzosen aus ihrer Hauptstellung zu verdrängen.

Wir wenden uns jetzt zu der zweiten und stärksten Angriffssäule, die gegen das feindliche Centrum bei Probstheida gerichtet war.

Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, als ginge es zu einer großen Truppenmusterung, marschirten die preußischen und russischen Regimenter unter den Generalen Kleist und Wittgenstein gegen Wachau und Liebertwolkwitz. Die Dörfer waren wider

Erwarten vom Feinde verlassen, und weiter ging es ohne Aufenthalt über die Meusdorfer Schäferei, wo man die ersten Franzosen traf, die sich bald zurückzogen, gegen das ausgedehnte Kirchdorf Probstheida.

Dieses Dorf war mit einer Lehmmauer umgeben und enthielt schon damals eine Menge massiver Häuser und ansehnlicher Gehöfte, die von den Franzosen mit großer Umsicht und Geschicklichkeit befestigt worden waren. Zahlreiche Batterien von schwerem Geschütz hatte man im Innern des Dorfes und zu beiden Seiten desselben aufgefahren, und dahinter standen die Corps der französischen Generale Victor und Lauriston in Schlachtordnung aufgestellt, nicht weit davon als Reserve die furchtbaren französischen Garden.

Die Verbündeten zögerten einige Zeit mit dem Angriff, um das Herannahen der dritten Heersäule unter Bennigsen auf ihrer rechten Seite abzuwarten. Endlich riefen die Trompeten zum Sturm. Den preußischen Brigaden Prinz August und Pirch wurde die Ehre des ersten Angriffes zu Theil. Mit Todesverachtung drangen sie von der Ostseite in das Dorf ein und eroberten trotz des entsetzlichsten Kugelregens die ersten Gehöfte, allein bald mußten sie vor der Uebermacht und der furchtbaren Gewalt des feindlichen Geschützfeuers weichen. Vergeblich führte der heldenmüthige Prinz August seine Schaaren selbst in den Kampf, vergeblich suchten seine Tapferen über die Lehmmauern und durch die Gärten nach der Mitte des Dorfes vorzudringen. Sowie ein Kopf über der Mauer sichtbar ward, so waren auch schon hundert Gewehre bereit, ihm den Tod zuzusenden.

Nach drei fruchtlosen Stürmen trat das zweite russische Infanterie-Corps des Prinzen Eugen von Würtemberg an die Stelle der arg mitgenommenen preußischen Brigaden, um die Blutarbeit von Neuem zu beginnen, aber ebenfalls ohne dauernden Er-

folg. Endlich, nachdem der Kampf mehrere Stunden ohne Entscheidung fortgewüthet hatte und Tausende auf beiden Seiten gefallen waren, zogen die Verbündeten ihre erschöpften Schlachthaufen einige hundert Schritte vom Dorfe zurück, stellten sie in einer Bodensenkung auf und begnügten sich damit, das feindliche Geschützfeuer durch ihre überlegene Artillerie auf das kräftigste und nachdrücklichste zu erwidern. —

Die dritte Angriffssäule unter dem General Bennigsen hatte sich bei ihrem Marsche etwas verspätet und konnte erst um 2 Uhr Nachmittags in den Kampf mit eingreifen. Der linke Flügel derselben, bestehend aus der preußischen Brigade Zieten, drang gegen Zuckelhausen vor, während die Oestreicher unter Klenau im Centrum gegen Holzhausen und die Russen auf dem rechten Flügel gegen Baalsdorf marschirten.

Die Preußen trafen bei Zuckelhausen auf eine ganz aus Deutschen (Hessen und Badensern) bestehende Division, die nach zweistündigem blutigen Kampfe von ihnen geworfen wurde. Ebenso ward im Centrum Holzhausen von den Oestreichern erobert und trotz der größten Anstrengungen des Feindes siegreich bis zum Abend behauptet.

Die Russen endlich auf dem rechten Flügel entrissen den Franzosen nicht bloß Baalsdorf (nordöstlich von Holzhausen), sondern drangen mit ihren Sturmkolonnen bis Zweinaundorf vor, vertrieben auch von dort den Feind und gelangten so beinah in den Rücken der französischen Hauptmacht bei Stötteritz und Probstheida.

Auf diese Weise hatte also der dritte große Schlachthaufe unter dem General Bennigsen ungeachtet seines verspäteten Angriffes seine Aufgabe mit dem besten Erfolge gelöst und hatte eine für die Franzosen höchst gefährliche Stellung eingenommen.

Noch später als Bennigsen, nämlich erst gegen 4 Uhr Nach-

mittags, erscheint der Kronprinz von Schweden auf dem Kampfplatze, indem er von Taucha her gegen die Stadt Leipzig vordringt. Zu gleicher Zeit ging Blücher mit einem Theile des schlesischen Heeres (mit dem Corps des Generals Langeron) zwischen Mockau und Schönfeld über die Parthe, um sich in der Gegend von Paunsdorf mit dem Kronprinzen zu vereinigen.

Die Franzosen unter Marmont zogen sich eilig auf Schönfeld zurück, und bei dieser Gelegenheit war es, wo die ersten sächsischen Abtheilungen zu den Verbündeten übergingen. Es waren dies zwei sächsische Reiterregimenter, welche mit den Säbeln in der Scheide gradeswegs auf den russischen Vortrab zujagten und sich bereit erklärten, augenblicklich Kehrt zu machen und auf ihre bisherigen Verbündeten einzuhauen.

Ihrem Beispiel folgte bald darauf eine würtembergische Reiterbrigade bei dem Vorwerk „Heiterblick" zwischen Taucha und Leipzig, und eine Stunde später ging der ganze Ueberrest der sächsischen Armee mit 25—30 Geschützen gegen den Willen des Königs Friedrich August, der noch immer zu Napoleon hielt, vor den Augen der Franzosen zu den Verbündeten über, von denen sie freudig als neue Waffenbrüder begrüßt wurden.

Indeß wurde der Kampf auch in diesen Gegenden mit unbeschreiblicher Erbitterung, die bei den Franzosen durch den vermeintlichen Verrath der Sachsen und Würtemberger noch vermehrt wurde, bis zur Nacht fortgesetzt. Am heißesten ging es her in den Dörfern Paunsdorf und Schönfeld. In Schönfeld stürzte während des Kampfes der brennende Kirchthurm krachend zusammen und begrub viele Streiter unter seinen rauchenden Trümmern.

Das Ergebniß des blutigen Ringens aber war auf der ganzen Ostseite entschieden günstig für die Waffen der Verbündeten, in-

dem die Franzosen hier bis dicht an die Stadt Leipzig zurückgedrängt waren. —

Im Norden standen die beiden zur schlesischen Armee gehörenden Corps von Sacken und York. Das letztere war durch die Schlacht bei Möckern hart mitgenommen und bedurfte einiger Ruhe, die Russen unter Sacken dagegen standen den ganzen Tag über im Kampfe mit polnischen und französischen Heeresabtheilungen und drangen ebenfalls siegreich durch Gohlis und das Rosenthal bis an die Thore von Leipzig vor. —

So war denn der gewaltige Eisenring, durch den man den französischen Kaiser zu erdrücken gedachte, auf allen Seiten fest geschlossen; nur gegen Südwesten hatte man halbabsichtlich (um das immer noch furchtbare Heer Napoleons nicht zu einem Verzweiflungskampfe zu zwingen) nach Lindenau zu eine Oeffnung gelassen, durch welche denn auch die Feinde nicht säumten ihren Rückzug gegen die Saale zu bewerkstelligen.

Schon in der Nacht vom 18. zum 19. October marschirten die französischen Corps von den südlichen und östlichen Schlachtfeldern durch die Vorstädte von Leipzig nach dem Ranstädter Steinwege. Napoleon, welcher den ganzen Tag über seine Stellung bei einer zerschossenen Windmühle hinter Probstheida behauptete, hatte gegen Abend selbst die nöthigen Anordnungen für den Rückzug getroffen.

„An einem Wachtfeuer sitzend (so berichtet ein Augenzeuge), hatte er dem General-Major Berthier mündlich seine Befehle mitgetheilt, der sie an einem Seitenfeuer einigen Adjutanten diktirte. Ringsum herrschte tiefe Stille. Man hatte dem Kaiser einen hölzernen Schemel gebracht, auf dem er, von den Anstrengungen der letzten Tage erschöpft, bald in Schlummer versank. Seine Hände ruhten nachlässig gefaltet im Schooße; die Generale standen düster

und stumm um das Feuer, und in einiger Entfernung rauschten die zurückziehenden französischen Regimenter vorüber. Schon nach einer Viertelstunde erwachte der Kaiser und warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise umher, worin sich unverkennbar die tiefe Empfindung seiner verzweiflungsvollen Lage aussprach."

Erst spät am Abend ritt der Kaiser nach Leipzig zurück, wo er im Hotel de Prüsse mit einigen seiner Generale noch bis tief in die Nacht hinein arbeitete.

Die Verbündeten glaubten nicht anders, als daß am andern Morgen (den 19. October) die Blutarbeit auf den Feldern um Leipzig von Neuem beginnen würde, allein bald zeigte es sich, daß die Franzosen in vollem Rückzuge nach der Saale hin begriffen waren und nur zur Deckung desselben die Stadt mit den Vorstädten noch besetzt hielten. Es blieb also nur noch Zweierlei zu thun übrig: erstens nämlich den fliehenden Feind auf der Straße nach Weißenfels möglichst schnell und nachdrücklich zu verfolgen, und dann, während dessen in seinem Rücken die Stadt Leipzig zu nehmen und den hier befindlichen Rest des Heeres zu fangen oder zu vernichten.

Das Erste, die Verfolgung der Fliehenden, übernahm der General York, in Verbindung mit einigen östreichischen Regimentern und 2000 Kosacken, doch waren diese Streitkräfte viel zu schwach, um dem Gegner beträchtlichen Schaden zu thun oder seinen Marsch ernstlich zu stören.

Die Erstürmung der Stadt Leipzig aber kostete den Verbündeten noch manchen tapferen Streiter. Denn die Franzosen hatten dieselbe, zum Theil noch während der letzten Nacht, mit großem Eifer befestigt, und als die Verbündeten am Morgen gegen die Vorstädte anrückten, wurden sie mit einem äußerst lebhaften und mörderischen Feuer empfangen. Nicht bloß die Thore, sondern

auch alle Gärten und Landhäuser, ja fast jede Hecke mußte einzeln erstürmt werden, und erst gegen Mittag gelang es den Preußen, in die Stadt einzudringen.

Der Siegesruf der preußischen Hörner lockte die angstvoll harrenden Bewohner aus ihren Verstecken hervor; bald füllten sich Straßen und Plätze, und aus den Fenstern wehten weiße Tücher den Siegern den Freudengruß entgegen. Man hatte in der That Ursache, Gott zu danken; denn die Gefahr, in der die Stadt geschwebt hatte, war sehr groß. Bei einer Beschießung hätte sie leicht ihren Untergang finden können. —

Der Kaiser Napoleon hatte am Morgen dem Könige von Sachsen, seinem treuen Verbündeten, noch einen ziemlich langen Besuch abgestattet und war dann mit seinem Gefolge dem fliehenden Heere nachgeeilt. Die Straßen, welche nach dem Ranstädter Steindamme führen, waren so vollgepfropft von Wagen und Geschütz, Viehheerden, Reiterei und Fußvolk, daß der Kaiser den Ausgang aus der Stadt nur auf Nebenwegen erreichen konnte und sich mühsam durch das wilde Getümmel durchwinden mußte. Hinter dem Dorfe Lindenau machte der Kaiser mit seinen Begleitern Halt, suchte einige Ordnung in die Verwirrung zu bringen und stellte zu beiden Seiten der Straße Offiziere auf, welche den verirrten Soldaten angeben sollten, wo sie ihre Regimenter und Bataillone finden würden. —

Noch immer wälzte sich der Menschenstrom ununterbrochen durch das Ranstädter Thor, als plötzlich durch die voreilige Sprengung der steinernen Elsterbrücke, über welche der Weg führte, eine entsetzliche Katastrophe herbeigeführt wurde. Menschen und Pferde, Wagen und Geschütz auf und neben der Brücke flogen zerschmettert in die Luft, und vier französische Armeecorps sahen sich vom rettenden jenseitigen Ufer abgeschnitten. Dicht hinter ihnen erscholl

schon der Hurrahruf der schnell vordringenden Preußen und Russen, deren Kugeln alsbald mit verheerender Wirkung in die fast wehrlosen, unbehilflichen Massen einschlugen.

Es war ein zweiter Uebergang über die Beressina. Niemand wußte Rath und Hilfe. Viele stürzten sich verzweiflungsvoll in die Elster und fanden ihren Tod in den Fluthen des hochangeschwollenen Flusses oder blieben in den sumpfigen Ufern stecken, wo sie bald von feindlichen Kugeln erreicht wurden.

Unter denen, die in der Elster umkamen, befand sich der Fürst Poniatowski, den Napoleon erst kurz zuvor zum französischen Marschall ernannt hatte. Ein Denkmal in dem jetzigen Gerhardtschen Garten bezeichnet die Stelle, wo der edle Polenfürst sich mit seinem verwundeten Rosse in die Wellen hinabstürzte, um der Gefangenschaft zu entgehen.

Gegen 20,000 M. mit 13 Generalen (darunter Reynier und Lauriston), sowie 100 Kanonen fielen auf solche Weise noch in die Hände der Sieger, die nach Beendigung des Kampfes einen feierlichen Einzug in die Stadt veranstalteten. Die Monarchen von Preußen und Rußland machten Halt vor der Wohnung des Königs von Sachsen, welcher in Begleitung des Kronprinzen von Schweden (des einzigen Fürsten, der den Unglücklichen besuchte!) aus seinen Gemächern herabkam, um die verbündeten Herrscher zu empfangen. Man achtete seiner wenig, und der König Friedrich Wilhelm von Preußen ließ ihm bald darauf eröffnen, daß er sich als seinen Gefangenen zu betrachten habe. Als solcher wurde er schon am 23. October nach Berlin abgeführt. —

So endete die große Völkerschlacht bei Leipzig, zu der fast alle Nationen Europas ihre Streiter nach Deutschland gesendet hatten, und von der unser E. M. Arndt mit Recht sagen konnte, man werde ihrer gedenken,

„So lange rollet der Jahre Rad,
„So lange scheinet der Sonnenstrahl,
„So lange die Ströme zum Meere reisen."

Wir kennen im ganzen Umfange der Weltgeschichte keine andre Schlacht, die sich diesem Riesenkampfe der neueren Zeit an die Seite stellen ließe. Um einen Maßstab für die Größe desselben zu geben, wollen wir nur das Eine erwähnen, daß die Zahl der an einem Tage (dem 18. October) auf den Feldern um Leipzig abgefeuerten Kanonenschüsse auf 250,000 berechnet wird, während die Menge der entsendeten Flinten- und Büchsenkugeln sich wahrscheinlich nur nach Millionen bestimmen ließe.

Dem entsprechend waren denn auch die Verluste auf beiden Seiten unermeßlich. Die Franzosen verloren im Laufe der drei Schlachttage an Todten, Verwundeten und Gefangenen wenigstens 45,000 M. mit 300 Geschützen, und in den Lazarethen von Leipzig blieben außerdem noch 23,000 M. mit 3000 Offizieren zurück. Nicht viel geringer waren die Verluste der Verbündeten, besonders der Russen und Preußen, die allein über 36,000 M. an Todten und Verwundeten eingebüßt hatten.

Die Umgegend von Leipzig war in ein weites Trümmerfeld verwandelt, welches überall mit den verstümmelten Leichnamen von Menschen und Pferden bedeckt war. Viele Dörfer waren vollständig zerstört oder niedergebrannt; die meisten Bewohner hatten Hab' und Gut verloren. Vierzehn Tage hatte man zu thun, um nur die Gefallenen zu begraben (sie wurden schichtenweise in große und breite Gruben gelegt!), um die umherliegenden Trümmer von Wagen, Geschützen, Pulverkarren u. dgl. zu sammeln und fortzuschaffen. Erst viel später konnte man daran denken, die zerstörten Wohnungen der Menschen wieder herzustellen. — —

Alles Elend aber und alles Ungemach, welches die October-

tage über die Stadt Leipzig und ihre Umgebung gebracht hatten, mußte verschwinden vor der Freude über den großen Sieg und über die Befreiung des Vaterlandes von dem fremden Joche, und in diesem Sinne wurden die Schlachttage von Leipzig auch in ganz Deutschland gefeiert.

Bekanntlich hat man in unserer Zeit Sorge getragen, daß alle merkwürdigen Punkte des weiten Schlachtfeldes durch besondere Denksteine bezeichnet wurden. Möchten diese Denksteine für die deutsche Nation stets eine laute Mahnung zur Einigkeit sein, damit nicht solche Zeiten wiederkehren können, wo Deutsche gegen Deutsche in brudermörderischem Kampfe einander gegenüber stehen! —

Doch wir müssen uns jetzt vor Allem nach den fliehenden Franzosen umsehen. Napoleons Absicht ging natürlich zunächst dahin, möglichst schnell und mit möglichst geringen Verlusten den Rheinstrom zu erreichen, um in Frankreich neue Kräfte zu sammeln und wenigstens das Herz seines Reiches gegen das weitere Vordringen des Feindes zu schützen. Der Weg bis zum Rheine aber war weit (von Leipzig aus beträgt er etwa 55 Meilen), und von den Verbündeten konnte man nicht erwarten, daß sie ihn würden ruhig ziehen lassen. Ihnen mußte vielmehr Alles darauf ankommen, durch Vernichtung des ganzen französischen Heeres das Werk der Befreiung Deutschlands zu vollenden.

Den Verbündeten kam hierbei ein Ereigniß zu Statten, das für sie in ihrer damaligen Lage mehr werth war als eine gewonnene Schlacht und das den Franzosen auf ihrem Rückzuge äußerst verderblich werden konnte. Es war dies „der Abfall des Königreiches Baiern von dem Bündnisse mit Napoleon," welcher schon vor der Leipziger Schlacht erfolgt war. Wir müssen auf dieses wichtige Ereigniß hier etwas näher eingehen.

Wie wir wissen, war der König von Baiern durch Napo-

leon erst zu einem unabhängigen Herrscher in seinem Lande geworden und hatte durch ihn die Königskrone erlangt, sowie auf Kosten des deutschen Reiches bedeutenden Zuwachs an Land und Leuten, allein das Alles hatte ihm im Grunde doch nicht geholfen. Nur zu bald mußte er erkennen, „daß ein solches Bündniß mit einem Fremdlinge, mag es auch dem Anscheine nach noch so verlockend sein, dem eigenen Lande niemals Segen bringen kann.“ Denn der Fremdling wird naturgemäß dabei doch nur immer seinen Vortheil im Auge haben, und wenn er auch Anfangs seine selbstsüchtigen Absichten schlau zu verhüllen weiß, so wird er doch sicher nach und nach offener damit hervortreten.

So geschah es auch hier. Sobald Napoleon nur erst die deutschen „Rheinbundsfürsten,“ unter denen Baiern der mächtigste war, durch die Künste der Verführung vom Vaterlande losgerissen und sie ganz zu Frankreich hinübergezogen hatte, wußte er es bald dahin zu bringen, daß sie zu bloßen Vasallen des mächtigen Nachbarlandes wurden, und die ihnen vorgespiegelte Unabhängigkeit verwandelte sich unvermerkt in die drückendste Dienstbarkeit. Napoleons Wunsch war für sie Befehl; die Kräfte ihrer Länder wurden schonungslos für die Zwecke eines fremden Herrschers und eines fremden Volkes ausgebeutet, eines Volkes, das den Deutschen (früher wenigstens) noch niemals etwas wahrhaft Gutes erwiesen hatte!

Zu dem Feldzuge gegen Rußland hatten die Fürsten des Rheinbundes zahlreiche Armeen stellen müssen, von denen nur kümmerliche Reste die Heimath wieder sahen, und jetzt scheute man sich nicht, Deutsche gegen Deutsche in den Kampf zu führen und suchte mit Hilfe der einen Hälfte unseres Vaterlandes die andere wieder unter das französische Joch zurückzubringen.

Gegen einen solchen Mißbrauch einer tyrannischen Gewalt hatten sich schon längst die Herzen des ganzen Volkes empört, und nur

die Furcht vor dem Gewaltigen hatte die Bande, durch die man an Frankreich gefesselt war, noch zusammengehalten. Die Siegesbotschaften aber von Großbeeren und Dennewitz, von Kulm und von der Katzbach hatten den Wahn von der Unüberwindlichkeit der französischen Waffen zerstört und überall neue Freiheitshoffnungen wachgerufen. Bei Leipzig hatte dies, wie wir gesehen haben, den Uebergang der sächsischen und würtembergischen Regimenter zu den Verbündeten veranlaßt.

Aber auch die deutschen Fürsten konnten sich zuletzt gegen die laute Stimme ihrer Völker nicht länger verschließen, und zwar um so weniger, da die Verbündeten alle diejenigen Fürsten, die sich noch länger der deutschen Sache feindlich zeigen würden, mit dem Verluste ihrer Länder bedrohten. Mit Napoleons Herrschaft in Deutschland ging es offenbar zu Ende, und so gebot es denn schon die Klugheit, sich bei nächster günstiger Gelegenheit von ihm loszusagen, um durch einen scheinbar freiwilligen Uebertritt sich möglichst günstige Bedingungen von den Verbündeten zu erkaufen und von der eignen Macht zu retten, was irgend noch zu retten war.

Solche oder ähnliche Betrachtungen hatten den König Maximilian Joseph von Baiern veranlaßt, schon lange vor der Leipziger Schlacht mit den Oestreichern in geheime Unterhandlungen zu treten, und am 12. October war ein Vertrag zu Stande gekommen, worin Baiern sich verpflichtete, das Schwert gegen Napoleon zu ziehen, wogegen Oestreich ihm die Zusicherung gab, daß sein bisheriger Landbesitz nicht geschmälert und auch die Königskrone ihm nicht genommen werden sollte.

Am 14. October erfolgte dann von Seiten Baierns die offene Kriegserklärung gegen Frankreich, und das erstere hatte jetzt keinen größeren Wunsch, als recht bald seinen Eifer für die deutsche Sache durch eine glänzende Waffenthat vor aller Welt, namentlich

aber vor seinen neuen Freunden, zeigen zu können. Als nun die Franzosen nach der Schlacht von Leipzig ihren Rückzug gegen den Rhein antraten, beschlossen die Baiern, über die Fliehenden herzufallen und durch die vollständige Vernichtung des französischen Imperators sich unvergänglichen Ruhm und das Hauptverdienst bei Beendigung des ganzen Krieges zu erwerben.

Die Ausführung dieser großen Unternehmung wurde dem bairischen General Wrede übertragen, der an der Spitze von 31,600 Baiern und 24,000 Oestreichern, die man ihm zu Hilfe gab, von der Donau gegen den Mainstrom heranzog, um dem Kaiser Napoleon, noch ehe er Frankreich erreichte, den Todesstoß zu versetzen. Dies führte zu der bekannten Schlacht bei Hanau (den 30. October).

Ehe wir jedoch zu dieser Schlacht kommen, müssen wir wenigstens mit einigen Worten erwähnen, wie und auf welchem Wege die Franzosen von Leipzig bis dahin gelangt waren.

Von Leipzig aus zog Napoleon, wie wir wissen, über Markranstädt nach Weißenfels und gedachte hinter Naumburg über die Saale zu gehen, um auf dem kürzesten Wege die Festung Erfurt zu erreichen, die noch im Besitz der Franzosen war und seinem erschöpften Heere den ersten Ruhepunkt und einen sicheren Sammelplatz bieten sollte. Da die Verbündeten ihm aber bei Naumburg zuvorgekommen waren, so ging Napoleon schon bei Weißenfels über die Saale und marschirte quer über die Berge zuerst nach Freiburg an der Unstrut. Dieses Städtchen liegt in einem engen und tiefen Thale an dem genannten Flusse, der sich in der Nähe von Naumburg in die Saale ergießt, und der, wie alle anderen Flüsse im mittleren Deutschland, um jene Zeit sehr hoch angeschwollen war.

Während nun die französischen Heerhaufen mit dem endlosen Troß von Wagen und anderem Heergeräth von den Bergen im

Norden der Stadt Freiburg herabstiegen und sich nach den drei Brücken hindrängten, auf denen man den Fluß überschreiten wollte, um auf der andern Seite wieder die steilen Höhen emporzuklimmen, erschien plötzlich ein Theil der schlesischen Armee in ihrem Rücken und sendete von den Bergen herab einen Hagel von Wurfgeschossen in den dichten Menschenknäuel. Schon hier hätte leicht das ganze französische Heer seinen Untergang finden können. Doch mit gewohnter Umsicht und Schnelligkeit traf Napoleon mitten im Getümmel und während die feindlichen Kugeln verheerend in seiner Nähe einschlugen, die nöthigen Anordnungen, um die ungestümen Verfolger etwas zurückzudrängen und den Uebergang der Seinigen zu beschleunigen.

So kamen denn die Franzosen noch ziemlich glücklich durch die Stadt auf die jenseitigen Höhen, indem sie nur eine Anzahl von Geschützen und etwas über tausend Gefangene mit ebenso vielen Ueberläufern in den Händen der Preußen zurückließen.

Nach einer kurzen Rast in Erfurt ging es in den anstrengendsten Eilmärschen weiter dem Rheinstrome zu. Was nicht mit fortkonnte, blieb liegen oder wurde von den Verbündeten gefangen genommen.

Am 26. October verließ der König Hieronymus von Westphalen, da er sich bei der Annäherung der feindlichen Heeresmassen nicht mehr sicher fühlte, zum zweiten Male seine Hauptstadt Kassel, um sie niemals wieder zu sehen. Mit ihm fiel das Königreich, dem das Schicksal eine gar kurze Lebensdauer beschieden hatte.

Endlich, am 28. October, erreichten die ersten französischen Regimenter die Gegend von Gelnhausen und Hanau, wo sich ihnen der General Wrede mit seinen Baiern und Oestreichern entgegen stellte. Er wollte, wie schon erwähnt wurde, dem Kaiser Napoleon den Rückweg nach Frankreich verlegen.

Nach einigen Vorgefechten kam es zu einer zweitägigen äußerst blutigen Schlacht (den 30. und 31. October), in welcher die Franzosen sich trotz des tapfersten Widerstandes der Verbündeten endlich doch den Durchzug nach dem nahen Rheinstrome erkämpften.

Die Stadt Hanau liegt am Zusammenfluß des Mains und der Kinzig, welche letztere den Ort nordwestlich in einem weiten Bogen umschließt. In dieser Gegend, nördlich von der Stadt, auf beiden Ufern der Kinzig, hatte General Wrede sich in Schlachtordnung aufgestellt, während die Franzosen ihm gegenüber aus dem nahen Lamboy-Walde hervorbrachen und sich mit dem Muthe der Verzweiflung auf den linken Flügel und das Centrum der Verbündeten stürzten. Das Geschütz, das sie am Rande des Waldes hatten auffahren lassen, unterstützte ihren Angriff auf das kräftigste, doch auch die Baiern und Oestreicher standen unerschütterlich, und mehrere Stunden lang blieb der Sieg zweifelhaft. Endlich aber mußten die Verbündeten, besonders in Folge einer furchtbaren Reiter-Attake, deren Wirkung durch das Feuer aus fünfzig schweren Geschützen noch vermehrt wurde, auf das linke Ufer der Kinzig zurückweichen. Damit endete der erste Schlachttag.

Am andern Morgen erneuerte sich der Kampf, indem die Franzosen nach einem heftigen Bombardement die Stadt Hanau erstürmten. Sie behaupteten dieselbe gegen alle Angriffe der von Neuem vordringenden Verbündeten so lange, bis sie ihren Uebergang über die Kinzig glücklich bewerkstelligt und sich den Rückzug nach dem Rheine gesichert hatten.

Mit etwa 70,000 Mann erreichte endlich Napoleon in den ersten Tagen des November das linke Rheinufer und damit den französischen Boden, wohin, wie er glaubte, die Verbündeten nicht wagen würden ihm zu folgen, — ein Glaube, der freilich bald zu Schanden werden sollte! Denn schon in nächster Zeit sollte

das stolze Frankreich von den Armeen der Verbündeten überfluthet werden! —

Wir können indeß diese Armeen für jetzt nicht weiter begleiten, sondern müssen noch einmal umkehren, um uns erst noch im Innern unseres eigenen Vaterlandes etwas näher umzusehen, wo trotz aller bisherigen Siege der Verbündeten Napoleons Herrschaft doch noch keineswegs vollständig vernichtet ist.

Nach der Völkerschlacht bei Leipzig und dem Rückzuge der Franzosen waren auch die übrigen Fürsten des Rheinbundes, dem Beispiel Baierns folgend, von Napoleon abgefallen; allein damit war unser Vaterland noch keineswegs frei. Denn überall in Deutschland standen noch zahlreiche französische Besatzungen, und die meisten Festungen waren noch in ihren Händen. Dies gilt namentlich von den Oder- und Elbfestungen Glogau, Küstrin und Stettin; Torgau, Wittenberg und Magdeburg; auch Dresden und Hamburg waren von den Franzosen, wie wir gesehen haben, stark befestigt und mit ganzen Armeecorps besetzt worden. Vor allem aber muß die Festung Danzig an der Weichsel erwähnt werden, die der tapfere französische General Rapp mit 26—28,000 Mann gegen die Angriffe der Verbündeten äußerst hartnäckig vertheidigte.

Jede einzelne von diesen Festungen nun war seit dem Beginn des Kampfes der Mittelpunkt eines besonderen kleinen Festungskrieges, der seine eignen Schlachten und Gefechte hatte und sich bei mehreren bis tief in das Jahr 1814 hineingezogen hat.

Eine ausführliche Erzählung dieser abgesonderten kleinen Kriege, die sich in der Regel auf einen Flächenraum von wenigen Quadratmeilen beschränkten und die, so blutig sie auch immer sein mochten,

doch auf den Verlauf des Krieges im Ganzen keinen wesentlichen Einfluß übten, kann hier natürlich nicht gegeben werden. Wir müssen uns hier damit begnügen, das Wichtigste ganz kurz zusammenzustellen.

Zuerst einige Worte über die Belagerung von Danzig. Die alte Hansestadt Danzig liegt bekanntlich auf dem linken Ufer der Weichsel, eine Stunde von der Mündung des Stromes in die Ostsee, und ist ebenso als Festung wie als Handelsstadt von großer Bedeutung. Nach dem Sturze der preußischen Monarchie wurde sie von Napoleon zu einer „freien Reichsstadt" gemacht, behielt aber eine fremde Besatzung, und ihr Handel wurde durch die schon mehrfach erwähnte „Continentalsperre" sehr beeinträchtigt. Sie war im Grunde doch nichts anderes als „eine französische Festung." Bei der großen Retirade aus Rußland bot Danzig den zersprengten französischen Heerestrümmern die erste feste Zufluchtsstätte, und Napoleon beeilte sich, sie durch Verstärkungen aus anderen Orten in guten Vertheidigungszustand zu setzen.

Schon Ende Januar 1813 wurde Danzig von den Russen eingeschlossen, allein Anfangs mit so geringen Streitkräften, daß man wenig ausrichten konnte, sondern Noth hatte, die zahlreichen und kräftigen Ausfälle der Franzosen zurückzuweisen. Erst später (nach dem Waffenstillstande) wurde das Belagerungscorps von den Verbündeten verstärkt, und zu gleicher Zeit erschien auf der Seeseite eine englische Flotille, welche ihr Feuer mit dem der Landbatterien vereinigte. Die Franzosen wehrten sich tapfer, mußten aber doch endlich (am 17. November) eine Capitulation abschließen, in der sie sich verpflichteten, am 1. Januar 1814 die Waffen zu strecken, sich als Kriegsgefangene nach Frankreich führen zu lassen und ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu dienen.

Auf Antrieb des russischen Kaisers wurden diese Bedingungen

aber nachträglich verschärft, indem man die im französischen Heere dienenden Deutschen und Polen zwar in ihre Heimath entließ, die Franzosen aber mit dem General Rapp als Kriegsgefangene nach dem Innern von Rußland abführte. Danzig selbst wurde bald darauf (am 3. Februar 1814) wieder mit der preußischen Monarchie vereinigt.

Glogau und Küstrin hielten sich bis gegen Ende des ganzen Feldzuges, während Stettin sich schon am 5. December 1813 ergeben mußte. Auch Torgau fiel schon im December des genannten Jahres, dagegen wurde Wittenberg erst im Januar 1814 erstürmt, und was Hamburg betrifft, so haben wir die traurigen Schicksale dieser größten und reichsten unter allen deutschen Seehandelsstädten schon oben kennen gelernt.

In Dresden hatte Napoleon, wie wir uns erinnern, den Marschall St. Cyr mit einer sehr beträchtlichen Besatzung zurückgelassen. Während nun die Armeen der Verbündeten, wie die ihrer Gegner, sich zur Entscheidungsschlacht bei Leipzig zusammenzogen, versuchte zuerst Bennigsen von Böhmen aus die Stadt zu erobern und den Franzosen dadurch den wichtigsten Stützpunkt an der Elbe zu entreißen. In der That errang er einige Vortheile über den französischen Marschall, er mußte aber bald darauf dem Hauptheere nach Leipzig folgen und konnte nur einen Theil seiner Truppen (etwa 20,000 Mann unter dem russischen General Tolstoy) zur Einschließung und Beobachtung der Stadt zurücklassen. Tolstoy konnte gegen die stärkere Macht der Belagerten nichts ausrichten, erlitt vielmehr selbst beträchtliche Verluste.

Erst nach der Leipziger Schlacht ward das Belagerungscorps soweit verstärkt, daß man ernstliche Vorbereitungen zu einem allgemeinen Sturm treffen konnte. Jetzt suchten die Franzosen sich

durchzuschlagen, da dies aber mißlang, sahen sie sich genöthigt zu capituliren, um dem drohenden Hungertode zu entrinnen.

Die Capitulation ward unter sehr milden Bedingungen abgeschlossen: „Die Besatzung der Stadt wird kriegsgefangen nach Frankreich geführt und verpflichtet sich, sechs Monate lang nicht gegen die Verbündeten zu dienen. Nach Ablauf dieser Frist soll eine Auswechselung derselben gegen eine gleiche Anzahl von den Franzosen gemachter Gefangener erfolgen."

Im Vertrauen auf diese von den Belagerern angenommene Uebereinkunft setzte sich denn auch am 12. November die französische Besatzung in Bewegung, um durch Sachsen, Baiern, Würtemberg und Baden nach der Heimath zurückzukehren. Als die Franzosen schon einen Theil des Weges zurückgelegt hatten, kam plötzlich aus dem Hauptquartier der Verbündeten der Befehl, die geschlossene Capitulation als unannehmbar sogleich wieder rückgängig zu machen. Darauf konnte und wollte der französische Marschall nicht eingehen, und man ließ ihm nun die Wahl, ob er mit der ganzen Besatzung nach Dresden zurückkehren oder sich gefangen geben wolle. Die Franzosen wählten das Letztere, und die ganze Besatzung mit mehr als 30 Generalen und 1759 Offizieren wurde in die Gefangenschaft abgeführt! —

Magdeburg endlich, die starke Elbfestung, die im dreißigjährigen Kriege eine so wichtige Rolle spielt und durch deren Zerstörung Tilly seinen Namen „unsterblich" gemacht hat, war im Jahre 1807 von Preußen losgerissen und mit dem neuen Königreiche Westphalen vereinigt worden. Sie erhielt ebenfalls eine starke französische Besatzung, die auch nach der Auflösung des eben genannten Königreiches sich gegen den preußischen General Tauentzien mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigte. Erst nachdem alle übrigen Elbfestungen längst genommmen waren und der Friede zu Paris dem

ganzen Feldzuge ein Ende gemacht hatte, ergab sich auch diese Festung (am 24. Mai 1814) den Verbündeten und kehrte unter die gesetzmäßige Oberhoheit von Preußen zurück. —

Was die deutschen Länder jenseit der Elbe betrifft, so machte deren Befreiung weniger Schwierigkeit, weil hier keine starken Festungen mehr zu erobern waren. Nur der Rheinstrom blieb für jetzt zum Theil noch in der Gewalt des Feindes, der sich namentlich in den beiden großen Festungen Mainz und Wesel noch lange behauptete. —

Während auf solche Weise die Franzosen im Innern unseres Vaterlandes nach dem Rückzuge ihrer Hauptarmee noch eine Menge wichtiger Punkte fest hielten, war für sie um die Zeit der Leipziger Schlacht auch an den Grenzen Deutschlands noch ein unverhoffter Bundesgenosse auf den Kampfplatz getreten, der besonders Preußen von Norden her bedrohte und den wir deshalb nicht ganz mit Stillschweigen übergehen können.

Es waren dies die Dänen, die aus Haß gegen Schweden, das ihnen Norwegen entreißen wollte, sich an Napoleon anschlossen und im October den Preußen und Russen, wie schon vorher den Schweden, den Krieg erklärt hatten.

Gegen sie wandte sich sogleich der Kronprinz von Schweden, der sie durch eine Reihe siegreicher Gefechte und durch die Eroberung von Holstein und Schleswig bald zur Vernunft brachte. Schon am 15. Januar 1815 kam der Friede zu Kiel zu Stande, in welchem die Dänen gegen gewisse Entschädigungen in Deutschland das Königreich Norwegen an Schweden abtreten mußten.

Vierter Abschnitt.

Der Krieg in Frankreich. Die Schlachten bei Brienne und La Rothiere, bei Laon, Arcis an der Aube und Fere Champenoise. Erstürmung des Montmartre. Abdankung Napoleons. Der erste Pariser Friede.

Napoleon hatte sich, wie wir im vorigen Abschnitte sahen, mit etwa 70,000 Mann und 120 Geschützen über den Rheinstrom nach Frankreich hinüber gerettet. Hier traf er sogleich die umfassendsten Anstalten zu neuen Kriegsrüstungen, um die Grenzen seines Reiches gegen die von allen Seiten heranziehenden mächtigen Feinde vertheidigen zu können.

Schon vor der Ankunft des Kaisers hatten die Franzosen zur Verstärkung der Armee in Deutschland 280,000 Mann neuer Soldaten ins Feld zu stellen beschlossen, und als nun im November der Kaiser selbst nach Paris kam, wurde auf sein Verlangen wiederum eine Aushebung von nicht weniger als 300,000 Mann angeordnet.

Allein anordnen war hier leichter als ausführen. Denn die männliche Bevölkerung des Reiches war durch die langjährigen Kriege in wahrhaft erschreckender Weise zusammengeschmolzen. Ganze Generationen der erwachsenen Jugend lagen verscharrt auf den Schlachtfeldern in Italien und Deutschland, in Rußland und Spanien oder waren durch Hunger, Seuchen und anstrengende Märsche hingerafft worden. Woher sollte man, selbst bei dem besten Willen, die neuen Hunderttausende nehmen, die der Kaiser verlangte? Und wenn man sie durch die äußerste Strenge bei der Conscription wirklich zusammenbrachte, wie war es möglich, sie schnell genug zu

ordnen, zu bewaffnen und einzuüben, um sie vielleicht in wenigen Wochen schon gegen den Feind verwenden zu können?

Frankreich schien in der That fast unrettbar verloren. Unermeßlich waren die feindlichen Streitkräfte, die aus Deutschland, aus Italien und Spanien gegen seine Grenzen heranzogen. Man schätzte ihre Zahl auf 800,000 Streiter! Dagegen hatte Napoleon, wenigstens für den ersten Augenblick, kaum über Hunderttausend zu gebieten, und auch diese konnte er keineswegs sogleich vollständig ins Feld rücken lassen, weil die Besatzung der vielen Festungen einen nicht geringen Theil derselben in Anspruch nahm.

Dazu kam nun noch der Abfall fast aller seiner Bundesgenossen. Selbst diejenigen, die dem Kaiser am nächsten standen, fingen an, ihn zu verlassen, da sie sahen, daß sein Glücksstern unterzugehen drohte. Sein eigner Schwager, König Mürat von Neapel, vergaß sich soweit, daß er, um Krone und Land für sich zu retten, seinen Kaiser treulos verließ und Unterhandlungen mit den Verbündeten anknüpfte, die damit endeten, daß er seine italienischen Streitkräfte mit denen der Oestreicher gegen Frankreich vereinigte und an Napoleon den Krieg erklärte, ein Undank, den er (wie wir wissen) später schwer und blutig büßen mußte.

Unter diesen Verhältnissen aber war es kein Wunder, wenn auf Seiten der Franzosen Bangigkeit und Furcht sich der Gemüther bemächtigte und viele Stimmen laut nach Frieden zu rufen begannen. Sogar die französischen Marschälle und Generale, die durch den Krieg allein groß geworden waren, riethen dem Kaiser dringend, durch Nachgiebigkeit, wo irgend möglich, den drohenden Kriegssturm von den Grenzen Frankreichs abzuwenden und dem Lande den langentbehrten Frieden wieder zu schenken.

Es wurden von Neuem Friedens-Unterhandlungen mit den Verbündeten angeknüpft, und eine Zeit lang hatte es ganz den

Anschein, als sollten dieselben diesmal endlich zu dem erwünschten Ziele führen; allein die Sache zog sich wieder in die Länge, und da Napoleon fürchtete, daß man eine allzu große Nachgiebigkeit von seiner Seite für Schwäche und Muthlosigkeit halten könnte, so zögerte er mit der Entscheidung so lange, bis die Gegner ungeduldig wurden und die Verhandlungen zuletzt wieder ohne irgend ein Ergebniß abgebrochen werden mußten.

Inzwischen waren aber auch die verbündeten Monarchen über das, was nun weiter geschehen sollte, keineswegs im Reinen. Die Grenze Frankreichs war erreicht, und man mußte sich jetzt entscheiden, ob man dieselbe überschreiten und den Feind im eigenen Lande bekämpfen, oder ob man am Rheinstrome Halt machen und sich mit der Befreiung des deutschen Vaterlandes begnügen wollte. Für beide Meinungen ließen sich mancherlei mehr oder weniger wichtige Gründe anführen, die denn auch bei den Berathungen der Monarchen von den verschiedenen Ministern und Rathgebern nach Kräften zur Geltung gebracht wurden.

„Unsere Aufgabe ist hier gelöst, der Freiheitskrieg beendet," sagten die einen; „wir wollten keine Eroberungen machen, sondern nur das fremde Joch abschütteln. Wenn wir über den Rhein gehen, wird das ganze französische Volk sich wie ein Mann gegen uns erheben, und es wird ein neuer Krieg anfangen, dessen Ausgang Niemand vorher zu bestimmen vermag. Frankreich hat schon öfter bewiesen, was eine große und kriegerische Nation im Falle der Noth zu leisten vermag. Klugheit und Menschlichkeit gebieten daher, durch einen billigen Frieden, zu dem Napoleon jetzt am ersten noch geneigt sein wird, dem Blutvergießen endlich ein Ziel zu setzen!"

„Nichts von Frieden," sagten dagegen andere; „so lange Napoleon auf dem französischen Throne sitzt, kann von Ruhe und

Frieden in Europa keine Rede sein! Wenn wir hier Halt machen, so ist unser Werk nur halb gethan, und unsere jetzige Friedensliebe würde uns später nur um so theurer zu stehen kommen. Denn sobald der Erzfeind, der Tyrann, nur erst wieder neue Kräfte gesammelt hätte, würde er nicht säumen, von Neuem zum Schwerte zu greifen, und dann möchte uns der Sieg sehr schwer werden. Um die Schlange für alle Zeit unschädlich zu machen, müssen wir ihr den Kopf zertreten. Darum vorwärts nach Paris! Dort allein ist ein dauerhafter Friede zu holen." —

Zu denen, welche rastlos vorwärts drängten, gehörten vor Allem Blücher und der Freiherr von Stein, während man im Hauptquartier des Kaisers von Oestreich zum Frieden und zu ferneren Unterhandlungen geneigt war. Man wünschte, Napoleons Macht nicht gänzlich zu vernichten, um ein heilsames Gegengewicht gegen den wachsenden Einfluß des großen nordischen Reiches zu behalten. Nachdem man aber lange hin und her überlegt und die gefaßten Beschlüsse mehrmals wieder abgeändert hatte, erlangte zuletzt doch die Blüchersche Partei die Oberhand, und man beschloß, den Krieg ohne Zeitverlust und mit aller Macht weiter fortzusetzen. Nicht einmal die strengen Wintermonate wollte man vorübergehen lassen: Anfangs Januar sollte der Feldzug in Frankreich eröffnet werden.

Um jedoch das französische Volk in Betreff der Absichten der Verbündeten zu beruhigen oder es auch wohl seinem Kaiser abwendig zu machen, erließen die Monarchen von Rußland, Oestreich und Preußen von Frankfurt a. M. aus „eine Proklamation an die französische Nation", worin sie feierlich erklärten, „daß sie nur gegen den allgemeinen Friedensstörer Napoleon, nicht gegen das französische Volk Krieg zu führen beabsichtigten. Frankreich solle groß und mächtig bleiben und solle in keiner Weise für das viele

Böse büßen, was der Kaiser über die Völker Europas gebracht habe.“ —

So war denn der Wiederbeginn des Kampfes unvermeidlich. Ehe es aber noch so weit kam, und während die Hauptmacht der Verbündeten scheinbar noch ganz ruhig an der französischen Grenze lagerte, war ein preußischer General bereits in ein zu Frankreich gehöriges Land eingedrungen. Bülow nämlich war mit einem Theile der Nordarmee von Hannover aus nach den Niederlanden geeilt, die schon um die Mitte des November einen Versuch gemacht hatten, sich durch eigene Kraft von der französischen Oberherrschaft zu befreien. —

Die Niederlande waren wenige Jahre nach dem Ausbruche der französischen Revolution von den französischen Republikanern erobert worden, und bildeten bis zum Jahre 1806 die sogenannte „Batavische Republik“, deren Verfassung der französischen nachgebildet war. Im Jahre 1806 machte Napoleon seinen Bruder Ludwig, (den Vater des jetzigen Kaisers der Franzosen) zum Könige der Niederlande; dieser aber legte 1810 freiwillig die Krone dieses Landes nieder, worauf dasselbe ganz mit Frankreich vereinigt wurde.

Unter der französischen Herrschaft hatte der Handel der Niederländer schwer gelitten, und die Engländer, von denen sie wegen der Verbindung mit Frankreich natürlich als Feinde behandelt wurden, hatten ihnen zur See großen Schaden gethan und fast alle Colonien ihnen weggenommen. Deshalb wurden die Preußen von den Niederländern überall als Freunde und Befreier begrüßt. Am 30. November war die Festung Arnheim am Rhein von den Preußen erstürmt worden, und im Anfange des December riefen die Bewohner des Landes ihren früheren Erbstatthalter, den Prinzen Wilhelm von Oranien, der im Jahre 1795 vor den Franzosen

hatte nach England flüchten müssen, über das Meer in die Heimath zurück. Dieser half dann die Befreiung des Landes vollenden und hat später (1815) als König unter dem Namen Wilhelm I. den Thron der vereinigten Niederlande bestiegen. —

Wir kehren zurück zur Hauptmacht der Verbündeten, die am oberen und mittleren Rhein in einer unabsehbaren Linie von Basel bis Koblenz aufgestellt war und mit Ungeduld den Befehl zum Uebergange über den Strom erwartete. Die Vorbereitungen dazu waren schon gegen die Mitte des December in aller Stille getroffen worden, und drei Tage vor Weihnachten gingen die ersten Corps der großen böhmischen Armee bei Basel über den Rhein und drangen in verschiedenen Richtungen durch das Schweizergebiet gegen Frankreich vor. Ihnen folgten in den nächsten Tagen die übrigen Abtheilungen dieser Armee, und mit den russischen und preußischen Garden kamen zuletzt auch die verbündeten Monarchen mit dem zahlreichen Gefolge von Rathgebern und Diplomaten.

Die Schweizer protestirten zwar Anfangs gegen den Durchmarsch der Verbündeten, weil sie in dem ausbrechenden Kriege neutral zu bleiben wünschten, allein man kehrte sich an ihren Widerspruch nicht, und so mußten sie sich denn fügen. Am 30. December rückte eine Abtheilung der Verbündeten in Genf ein und erbeutete in dieser großen und reichen Stadt eine Menge von feindlichen Geschützen und Kriegsvorräthen. Nachdem man sich auch der übrigen Schweizerkantone versichert hatte, beeilte man sich, über das Juragebirge nach dem Innern von Frankreich zu gelangen, wo man sich im Anfange des Februar mit Blücher zu vereinigen gedachte. Mit vereinter Macht sollte es dann weiter gehen gegen die feindliche Hauptstadt.

Blücher nämlich, der weiter nördlich zu beiden Seiten des Mainstromes stand, hatte während dessen in der Neujahrsnacht bei

Kaub, Mannheim und Koblenz seinen Uebergang über den Rhein trotz der Wachsamkeit des Feindes ebenfalls glücklich bewerkstelligt und trieb die ihm entgegenstehenden schwachen französischen Heeresabtheilungen siegreich in der Richtung auf Metz und Nancy vor sich her.

Der Kaiser Napoleon, der sich mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, daß der Krieg nicht vor dem Frühjahr beginnen werde, war noch in Paris. Seine Streitkräfte am Rhein waren äußerst gering. Am oberen Laufe des Stromes stand der Marschall Viktor mit 16,000 M., der die Uebergänge über die Vogesen decken sollte; den Mittelrhein und die Mosel hatte der Marschall Marmont mit 18,000 M. zu bewachen, und am Niederrhein war Macdonald mit 20,000 M. aufgestellt. Die Reserven für diese Armeecorps standen weiter rückwärts bei Nancy, sowie südlich von Chalons an der Marne. Sie waren gebildet aus mehreren Garde-Divisionen und wurden theils von dem Marschall Ney, theils von Mortier befehligt.

Viktor und Marmont mußten vor der Uebermacht der Verbündeten fechtend zurückweichen, und auch der Marschall Ney vermochte nicht, sich in Nancy zu behaupten, wo Blücher schon am 17. Januar seinen Einzug hielt. Bekanntlich hielt der alte Feldmarschall hier an die obrigkeitliche Deputation, welche kam, um ihn zu begrüßen, eine ebenso kräftige als eigenthümliche Rede, die im ganzen Lande ein großes Aufsehen machte.

„Halb Europa," sagte er, „habe sich aufgemacht, um Frankreich zu bekriegen. Und was sei die Veranlassung zu der allgemeinen Erbitterung auch der friedlichsten Völker gegen das sonst so glückliche und hochgeehrte Frankreich? Nichts als der unersättliche Ehrgeiz eines Einzigen! Aber Gott in seiner Gerechtigkeit habe endlich ein strenges Gericht gehalten: 600,000 Franzosen seien in zwei

Feldzügen von der Oberfläche der Erde verschwunden. Und welches sei der gegenwärtige Zustand des Landes? Die Einwohner seien verarmt, der Handel vernichtet, Industrie und Ackerbau im Verfall, das Volk seufzend unter der Last ungeheurer Abgaben. Tausende von Conscribirten würden durch Gensdarmen aus dem Schooße ihrer Familien gerissen, um sich für den Tyrannen abschlachten zu lassen. Wer es wage, sich zu beklagen, büße mit dem Leben oder werde wie ein gemeiner Verbrecher zur Galeerenstrafe verurtheilt. Aus solcher Knechtschaft das Land und namentlich die guten Lothringer (die früher zu Deutschland gehört hatten) zu befreien, dazu seien die Verbündeten über den Rhein gekommen." —

Zehn Tage nach dieser Rede finden wir Blücher bereits in Brienne an der Aube, also fast im Herzen von Frankreich, kaum 25 Meilen von der Hauptstadt. —

Auf die einander drängenden Botschaften von den schnellen Fortschritten Blüchers (der übrigens vorerst nur die beiden russischen Armeecorps bei sich hatte, da York mit den Preußen noch durch die Belagerung einiger fester Plätze zurückgehalten wurde) war endlich auch Napoleon aus Paris herbeigeeilt und am 25. Januar schon in Chalons an der Marne eingetroffen.

Die Absicht des Kaisers war, sich zuerst auf Blücher zu stürzen und diesen zu vernichten, ehe das große böhmische Heer ihm zu Hilfe kommen könnte. Dies führte zu der äußerst blutigen und hartnäckigen Schlacht bei Brienne (den 29. Januar), in der Blücher in der That zuletzt zum Weichen genöthigt wurde, aber nur, um gleich darauf wieder zu einem neuen Angriffe vorzugehen.

Das Städtchen Brienne an der Aube, einem Nebenflusse der Seine, hatten schon vor der eben erwähnten Schlacht dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt, weil Napoleon auf der dortigen Kriegsschule seine ersten Studien in der Kriegswissenschaft gemacht hatte.

Das Städtchen liegt in einer weiten Ebene am rechten Ufer des Flusses, von dem es aber noch ein halbes Stündchen entfernt ist. In dem Zwischenraume erhebt sich auf einem Hügel das Schloß von Brienne (Brienne le château), wo sich die Kriegsschule befand. Die nächste größere Stadt ist gegen Westen Troyes an der Seine, gegen Nordost St. Dizier an der Marne, und weiter nördlich an demselben Flusse liegt das obengenannte Chalons, von wo Blücher den ersten Angriff Napoleons erwartete.

Allein Napoleon war von Chalons aus immer an der Marne entlang gegen St. Dizier vorgedrungen, wo er am 27. Januar ankam. Hier stand er dem Blücherschen Heere beinah im Rücken. Um aber nach Brienne zu gelangen, mußten die Franzosen durch ein äußerst unwegsames und waldiges Terrain, welches sich in einer Breite von 5—6 Meilen zwischen Marne und Aube erstreckt und die Städte St. Dizier und Brienne von einander scheidet. Napoleon ließ sich durch die Schwierigkeiten des Weges nicht abschrecken. Nachdem er St. Dizier durch eine starke Besatzung gedeckt hatte, brach er in drei großen Heersäulen gegen Brienne auf und erreichte am 28. Januar Abends das Städtchen Montier-en-Der, auf dem halben Wege von St. Dizier nach Brienne. Am nächsten Tage ging es in großer Eile weiter, doch konnte man wegen der schlechten Wege erst Nachmittags den Saum des Waldes erreichen, aus dem die Franzosen nun plötzlich gegen Blücher hervorbrachen.

Glücklicherweise hatte dieser durch seine Vorposten die drohende Nähe des Feindes noch zeitig genug erfahren. Er warf ihm sogleich den größten Theil seiner Reiterei entgegen, die ihn so lange aufhielt, bis Blücher die Aufstellung seines Heeres beendet und dem einen etwas weiter nördlich stehenden Corps den Befehl zugesandt hatte, augenblicklich nach Brienne zur Hilfe herbeizueilen.

Indessen stürmten die Feinde nach Zurückwerfung der Reite-

rei mit aller Macht gegen Stadt und Schloß Brienne heran, die von Blücher stark besetzt waren, und überschütteten dieselben mit einem Hagel von Granaten und anderen Wurfgeschossen. Die brennenden Straßen wurden mehrmals genommen und wieder verloren. Der kurze Wintertag ging schnell zu Ende, aber auch die Nacht wollte diesmal dem Blutvergießen keinen Einhalt thun. Zuletzt unternahmen die Franzosen von drei Seiten zugleich einen allgemeinen Sturm, zu dem auch die Garderegimenter herbeigezogen wurden. Der Stoß war furchtbar, wurde aber dennoch durch die Tapferkeit der russischen Kavallerie zurückgewiesen.

Jetzt hielt Blücher den Kampf für beendet und begab sich mit seinem Gefolge aus der brennenden Stadt nach dem hinter derselben liegenden Schlosse, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Während die Adjutanten mit den Rossen auf dem Schloßhofe blieben, stiegen Blücher und Gneisenau hinauf nach den oberen Gemächern, um noch einmal die Stellung des Feindes zu überblicken. Da entsteht plötzlich unten auf dem Schloßhofe ein heftiger Lärmen: Schüsse fallen aus dem untersten Geschosse des weitläuftigen Gebäudes, und bald darauf sieht sich die Schloßwache der Verbündeten auf allen Seiten von Feinden umringt, die gleichsam aus der Erde hervorzuwachsen scheinen. Die Wache schlägt sich tapfer mit ihnen herum, um wenigstens den Feldmarschall zu retten. Nur durch eilige Flucht entgeht Blücher der Gefangenschaft; der Kampf aber, den man schon beendet glaubte, beginnt von Neuem und heftiger als zuvor, indem die Franzosen vom Schlosse aus auch die Stadt wiederzuerobern suchen. Ihre Stellung auf der Höhe, von wo sie in den Straßen der brennenden Stadt fast jeden einzelnen feindlichen Soldaten erkennen konnten, gab ihnen jetzt ein großes Uebergewicht im Kampfe, und da wiederholte Sturmangriffe auf das Schloß nicht vermochten, sie von dort zu vertreiben, so

entschloß sich Blücher endlich um Mitternacht zum Rückzuge, der denn auch in südöstlicher Richtung nach Bar für Aube (Bar sur Aube) hin ohne weitere Störung ausgeführt wurde. Blücher wollte sich auf diese Weise mit dem böhmischen Heere in Verbindung setzen, um den Kampf mit verstärkten Kräften erneuern zu können.

So kam es denn schon nach zwei Tagen (am 1. Februar) zu einer zweiten Schlacht bei dem Dorfe La Rothiere, südlich von Brienne, in welcher die Verbündeten unter Blüchers Führung einen glänzenden Sieg über Napoleon davontrugen.

Die Franzosen nämlich hatten sich am 30. Januar aufgemacht, um den geschlagenen Feldmarschall zu verfolgen, als sie aber sahen, daß sie seine Vereinigung mit der großen böhmischen Armee nicht mehr hindern konnten, stellten sie sich zu beiden Seiten des Dorfes La Rothiere auf, um die weiteren Unternehmungen der Verbündeten abzuwarten.

Diese waren in der That durch den ungünstigen Ausgang der Schlacht bei Brienne in nicht geringe Verlegenheit versetzt worden, und im Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg war bereits wieder ernstlich von Frieden die Rede, indeß wußte es Blücher endlich doch durchzusetzen, daß man ihm die Erlaubniß zu einem neuen Angriffe gab, nachdem man seine Streitkräfte durch Abtheilungen des böhmischen Heeres so ansehnlich verstärkt hatte, daß er den Franzosen um das doppelte überlegen war. —

Die Schlacht bei La Rothiere, zu der das erneute Vorrücken Blüchers führte, ist in Betreff der Stellung der Heere, wie in Hinsicht auf den ganzen Verlauf des Kampfes, gewissermaßen eine Wiederholung der Leipziger Schlacht, nur in sehr verkleinertem Maßstabe und mit einigen Modifikationen.

Die Franzosen als die Angegriffenen waren in einem weiten

Halbkreise von einer Meile Ausdehnung aufgestellt. Ihr rechter Flügel lehnte sich bei Dienville an die Aube (wie bei Connewitz an die Pleiße), La Rothiere bildete ihr Centrum (Probstheida), ihr linker Flügel hielt das Dorf La Gibrie und einige weiter rückwärts liegende Ortschaften besetzt.

Wie die Stellung der Franzosen, so war auch der Angriffsplan der Verbündeten demjenigen entsprechend, welcher am 18. October bei Leipzig zur Anwendung kam, und endlich war auch der Ausgang beider Schlachten ein ähnlicher.

Unter heftigem Schneegestöber rückten die Verbündeten (Oestreicher, Russen und Würtemberger) von drei Seiten zugleich gegen die feindliche Schlachtlinie an. Der General Sacken mit seinen Russen übernahm den Angriff auf das feindliche Centrum bei La Rothiere, während die Oestreicher an der Aube entlang gegen Dienville vordrangen, und der Kronprinz von Würtemberg wendete sich gegen das Dorf La Gibrie. Die Stelle des Kronprinzen von Schweden aber (in der Leipziger Schlacht) nahm der bairische Feldmarschall Wrede ein, welcher den Franzosen von Osten her in die linke Flanke fallen sollte.

Eine ausführliche Beschreibung der Schlacht selbst wird nach den eben gegebenen Andeutungen kaum nöthig sein. Am heißesten war der Kampf, wie zu erwarten stand, in und bei dem Dorfe La Rothiere, das der General Sacken trotz wiederholter Sturmangriffe durchaus nicht in seine Gewalt bringen oder wenigstens nicht behaupten konnte. Denn hier hatte Napoleon persönlich den Oberbefehl übernommen und mischte sich gegen seine sonstige Gewohnheit selbst in das Kampfgetümmel, indem er die junge Garde zur Wiedereroberung des Dorfes ins Feuer führte. Ein Pferd ward ihm unter dem Leibe erschossen, und viele wollen behaupten,

der Kaiser habe absichtlich den Tod gesucht, da er an dem Siege verzweifelte.

Auch der General Sacken, sowie Blücher und Gneisenau setzten sich dem dichtesten Kugelregen aus, und Sacken war einmal nahe daran, mitten im Dorfe der plötzlich heransprengenden französischen Reiterei in die Hände zu fallen.

Die Heerhaufen der Verbündeten kämpften auch hier wiederum unter den Augen der beiden Monarchen von Rußland und Preußen, welche aus ihrem Hauptquartier auf das Schlachtfeld herbeigeeilt waren und ihre Stellung vor dem feindlichen Centrum genommen hatten. Bei ihnen befanden sich diesmal auch die beiden ältesten Prinzen unseres Königshauses.

Schon war es Abend geworden, und noch wollten die Franzosen bei La Rothiere und auf ihrem rechten Flügel am Flusse nicht weichen, da erschien plötzlich der Feldmarschall Wrede mit großer Uebermacht in ihrer linken Flanke, eroberte die auf dieser Seite liegenden Dörfer und bedrohte die Franzosen im Rücken. Zugleich wurde auch La Gibrie von dem Kronprinzen von Würtemberg mit Sturm genommen, und nun war Napoleons Stellung im Centrum nicht länger haltbar. Der Kaiser mußte in der Dunkelheit den Rückzug antreten, der bei der steigenden Verwirrung bald in allgemeine Flucht ausartete. Erst bei Brienne, wo Napoleon Halt machte, war es möglich, die zerstreuten Schaaren zu sammeln und die Ordnung nothdürftig wieder herzustellen. —

Durch die Niederlage bei La Rothiere glaubte man Napoleons Macht vollständig gebrochen zu haben, und wie der Krieg in Deutschland durch die Schlacht bei Leipzig der Hauptsache nach beendigt war, so hoffte man jetzt dem Kriege in Frankreich eigentlich ein Ende gemacht zu haben. Allein das Schicksal hatte es anders beschlossen: Napoleons Glückstern, der dem Untergange nahe zu

sein schien, sollte noch ein Mal glänzend emporsteigen, und derselbe Monat Februar, der für die Franzosen so traurig begonnen hatte, sollte ihnen noch eine ganze Reihe ruhmreicher, wenn auch nicht entscheidender Siege bringen. —

Napoleon zog sich nach der Schlacht bei La Rothiere gegen Westen nach der Stadt Troyes an der Seine zurück. Führer und Soldaten im französischen Heere waren von gleicher Muthlosigkeit ergriffen, und in dumpfem Schweigen marschirten die Kolonnen durch die öde Winterlandschaft. Napoleon selbst konnte seine Niedergeschlagenheit nicht mehr verbergen. Wer sollte sich den siegreichen Heeren der Verbündeten entgegenstellen, wenn sie geradeswegs auf die fast wehrlose Hauptstadt losgingen? Der Soldat hatte das Vertrauen zu seinem Kaiser und den Glauben an die Unüberwindlichkeit desselben in Folge der vielen Niederlagen beinah gänzlich eingebüßt, und während er früher mit der festen Zuversicht in den Kampf ging, daß er siegen müsse und unter allen Umständen siegen werde, wurde er jetzt immer zweifelhafter und bedenklicher wegen des Erfolges und gab immer entschiedener dem Gedanken Raum, daß alle seine Anstrengungen und all das Blutvergießen am Ende doch nutzlos sein würden.

Wären die Verbündeten jetzt mit vereinter Macht schnell den Franzosen zu Leibe gegangen, Napoleon hätte ihnen bald unterliegen müssen, allein sie hofften ihr Ziel auf einem anderen Wege, wenn auch langsamer, doch ebenso sicher zu erreichen.

Während nämlich der eine Theil ihrer weit überlegenen Streitkräfte den Kaiser Napoleon festhielt und durch lebhafte und ununterbrochene Angriffe ihn beschäftigte, sollte der andere von einer weniger gedeckten Seite den entscheidenden Stoß gegen die Hauptstadt Paris ausführen.

Deshalb beschlossen denn die Verbündeten, sich wiederum zu

trennen: die große böhmische Armee blieb Napoleon gegenüber stehen, Blücher aber wandte sich von Neuem gegen Norden, um an der Marne entlang gegen Paris vorzudringen. Zu diesem Zwecke vereinigte er sich vorher mit dem General York, der nun endlich auch mit seinen Preußen über die Städte Chalons und Vitry, die er im Sturm erobert hatte, zur Verstärkung der schlesischen Armee herankam.

Nach diesem Zuwachs hielt sich Blücher für stark genug, um Paris noch vor Napoleons Ankunft zur Uebergabe zu zwingen. Augenblicklich werden alle Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen getroffen, und noch vor Mitte des Monats hofft der alte Feldmarschall seine siegreichen Banner auf dem Montmartre bei Paris aufzupflanzen.

Auf zwei ziemlich parallel laufenden Straßen, die sich bei der Stadt La Ferté sous Jouarre, etwa zwei Tagemärsche vor der Hauptstadt, wieder vereinigen, sollen die verschiedenen Corps gegen Paris aufbrechen. Voran zieht russische Reiterei unter dem General Wassiltschikoff; ihr folgt das Corps von Sacken, dann in größerer Entfernung die Corps von Olsuwieff und Kleist; York erhält den Befehl, von Chalons aus nördlich an der Marne entlang über Epernay und Chateau Thierry nach dem oben genannten La Ferté sous Jouarre vorzudringen.

„Paris!" — war die allgemeine Losung im ganzen Blücherschen Heere, die auf alle Gemüther wie ein Zauberwort wirkte. An einen ernstlichen Widerstand von Seiten der Franzosen dachte Niemand, da man nur kleinere feindliche Abtheilungen vor sich hatte und den Kaiser selbst auf dem Wege nach Paris gar nicht zu treffen hoffte.

So gings denn munter vorwärts, und wenn auch manchem Infanteristen im Schmutze der aufgeweichten Wege die Stiefel oder

die leichten Schuhe stecken blieben und bei manchem die früher so stattliche Uniform schier in Lumpen vom Leibe herniederhing, so machte das dem Soldaten jetzt wenig Sorge, und überall in den Marschkolonnen herrschte die heiterste Laune, die sich durch lustige Lieder auch äußerlich bemerklich machte. Doch die allgemeine Freude sollte nur zu bald auf eine sehr empfindliche Weise gestört und in Muthlosigkeit und Schrecken umgewandelt werden! —

Kaum hatte nämlich Napoleon bemerkt, daß seine Gegner sich wieder getrennt hatten und daß die schlesische Armee in langgedehntem Zuge und in getrennten Corps (die meistens mehrere Meilen von einander entfernt waren) ziemlich sorglos und unvorsichtig auf seiner linken Flanke dahin zog, als er auch sogleich entschlossen war, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen, mit Blitzesschnelle über die einzelnen Abtheilungen herzufallen, sie durch seine Uebermacht zu erdrücken und so die ganze schlesische Armee zu vernichten oder auseinander zu sprengen. Wie jener Horatier in der alten römischen Geschichte, der seinen drei Gegnern den fast schon errungenen Sieg dadurch wieder entriß, daß er sie von einander trennte und sie dann einzeln überwand, wollte Napoleon durch Schnelligkeit und List das über seinem eigenen Haupte schwebende Verderben in eine Niederlage des Gegners verwandeln.

Dieser Plan gelang dem Kaiser nur allzu gut, und hätten die einzelnen preußischen und russischen Corps nicht mit der heldenmüthigsten Tapferkeit und Ausdauer gestritten, so hätte die schlesische Armee leicht das Schicksal der Kuriatier theilen und auf den Schlachtfeldern von Champaubert, Montmirail rc. ihren vollständigen Untergang finden können.

Der erste Stoß Napoleons traf bei dem Dorfe Champaubert das Corps des russischen Generals Olsuwieff, welches am 10. Februar nach dem tapfersten Widerstande fast gänzlich aufgerieben

wurde. Um den Russen jeden Rückzug und jede Verbindung mit den nächsten Abtheilungen des schlesischen Heeres abzuschneiden, hatte Napoleon zuerst zahlreiche Reitergeschwader rechts und links von Champaubert vorgehen lassen. Während dessen hatte man im Hauptquartier des russischen Generals noch keine Ahnung von der drohenden Gefahr.

Als in Champaubert die ersten Meldungen von den Vorposten einliefen, daß auf der Südseite feindliche Truppen im Anmarsch seien, glaubte Olsuwieff immer noch nicht, es mit einer großen Armee zu thun zu haben, noch weniger aber hielt er es für möglich, daß der Kaiser Napoleon selbst gegen ihn heranziehe. Indeß mußte er sich doch bald überzeugen, daß von einem bloßen feindlichen Streifcorps hier nicht die Rede sein konnte. Denn in langen, dunklen Linien, aus denen überall blitzende Waffen hervorleuchteten, wälzten sich die feindlichen Heeresmassen über die kahle Hochebene, von welcher Champaubert im Süden umgeben ist, gegen das Dorf heran, und die französischen Kürassiere waren schon so nahe, daß man deutlich die glänzenden Harnische erkennen konnte.

Sobald der russische General sah, was ihm bevorstand, ließ er einen Theil seines kleinen Heeres (er hatte kaum 4—5000 M.) zur Vertheidigung des Dorfes zurück und beschloß, sich um jeden Preis nach einem kaum eine halbe Stunde entfernten Walde (dem Walde von Etoges) durchzuschlagen, von wo er leicht die hinter ihm stehenden Abtheilungen des Blücherschen Heeres erreichen konnte. Die Franzosen aber, welche dies vorausgesehen hatten, waren ihm bei dem Walde zuvorgekommen, und wenn die Russen sich nicht ergeben wollten, so blieb ihnen weiter nichts übrig, als sich mit dem Bajonett Bahn zu brechen.

Mit der größten Entschlossenheit warfen sich die Russen mitten in die feindlichen Linien, allein sie wurden von der Uebermacht

überwältigt, und ein großer Theil der tapferen Bataillone wurde gefangen genommen. Dies Schicksal traf auch den russischen General selbst. Noch schlimmer erging es denen, die zur Vertheidigung des Dorfes Champaubert zurückgeblieben waren. Sie hatten endlich, da die Munition ihnen ausging, das Dorf kämpfend verlassen müssen, und als sie nun ebenfalls dem Rettung verheißenden Walde von Etoges zueilten, sahen sie sich bald von der Reiterei und dem Fußvolk des Feindes eingeschlossen. Durch einen Hagel von Kartätschen wurden ihre Reihen unbarmherzig niedergemäht. Da war jeder Widerstand vergeblich; die wenigen, die den Saum des Waldes erreichten, wurden von den dort aufgestellten französischen Scharfschützen in Empfang genommen.

Von dem ganzen Armeecorps des Generals Olsuwieff kamen nur etwa 1600 M. mit einigen Kanonen auf Umwegen glücklich zu dem Feldmarschall Blücher, der indeß von der drohenden Nähe des Kaisers schon am Morgen dieses Tages Nachricht erhalten hatte.

Die Lage des preußischen Feldmarschalls war jetzt in der That die übelste, die man sich nur denken konnte. Sein Heer war durchbrochen, und wie ein gewaltiger Keil hatte sich Napoleon mitten zwischen die getrennten Corps hineingeschoben. Wenn es den Verbündeten nicht gelang, in kurzer Zeit die zerrissenen Glieder wieder zu sammeln, so war es sicherlich sehr schwer, den Untergang des ganzen Heeres abzuwenden. Darum hatte Blücher gleich bei der ersten Kunde von der Annäherung Napoleons an die vorausgegangenen Heeresabtheilungen von Sacken und York den Befehl gesandt, eiligst umzukehren und sich mit ihm zu vereinigen, um mit vereinter Macht sich dem französischen Kaiser entgegen zu stellen.

Napoleon aber seinerseits eilte, das so glücklich begonnene Werk zu vollenden und brach noch in derselben Nacht (vom 10. zum 11. Februar) von Champaubert nach Montmirail auf, um

dem Sackenschen Corps dasselbe Schicksal zu bereiten, welches soeben dem General Olsuwieff zu Theil geworden war.

Als Sacken das Ungewitter gegen sich heran kommen sah, suchte er Hilfe und Beistand bei dem General York, der links von ihm an der Marne bei der Stadt Chateau Thierry sich aufgestellt hatte. York schickte in der That einen Theil seines Armeecorps in der Richtung nach Montmirail ab, um im Nothfalle das Sackensche Corps zu unterstützen, wagte jedoch nicht, seinen eigenen Stützpunkt an der Marne ganz aufzugeben, weil er fürchten mußte, daß ihm im Fall einer Niederlage der Rückzug über diesen Fluß abgeschnitten werden könnte.

So kam es denn schon am 11. Februar zu einem zweiten blutigen Gefecht bei Montmirail, einem Städtchen, welches ungefähr in der Mitte zwischen Chalons und Paris gelegen ist. Sacken wurde geschlagen, entrann jedoch mit Hilfe der Preußen dem gänzlichen Untergange.

Nachdem der Kampf zwischen den Russen und Franzosen bei Montmirail und den benachbarten Dörfern (Vieux Maison und Marchais) mit abwechselndem Glücke bis gegen Abend gewüthet hatte, wurde endlich durch einige Bataillone der alten Garde der Sieg zu Gunsten Napoleons entschieden, und Sacken sah sich genöthigt, während der nächsten Nacht seinen Rückzug gegen Chateau Thierry anzutreten. Die Preußen aber unter York warfen sich den siegenden Franzosen entgegen, um den Rückzug ihrer Bundesgenossen zu decken und den Feind so lange aufzuhalten, bis der Uebergang über die Marne ausgeführt wäre. Dieser sollte bei Chateau Thierry auf zwei Brücken, die sich in Yorcks Händen befanden, bewerkstelligt werden.

Am 12. Februar früh begann Napoleon mit aller Macht die Verfolgung des geschlagenen Gegners, und es kam zu neuen Käm-

pfen bei Chateau Thierry, in denen besonders die preußischen Regimenter tüchtige Arbeit bekamen. Vor Allem hatte die preußische Reiterei hier Gelegenheit, den siegestrunkenen Franzosen die Schärfe ihrer Schwerter und die Kraft ihres Armes zu zeigen. Die brandenburgischen Husaren haben sich auch auf diesen Feldern mit großem Ruhme bedeckt. Hier war es auch, wo der tapfere Major Platen mit seinem Rosse stürzte und verwundet in die Hände des Feindes fiel. Die Seinen hielten ihn für verloren und hatten bereits die Marne überschritten, als sie plötzlich einen einzelnen Reiter quer über die Felder auf sich zujagen sahen. Es war Niemand anders als Platen, der sich durch List befreit hatte, mit seinem Rosse durch die kalten Fluthen der Marne geschwommen und triefend von Wasser und Blut seinen Kameraden nachgeeilt war, die ihn jetzt mit endlosem Jubel empfingen.

Sacken und York dankten Gott, als sie endlich glücklich auf dem andern Ufer des breiten und tiefen Flusses waren, und ließen sogleich die beiden Brücken über die Marne sprengen, um dem Feinde die weitere Verfolgung unmöglich zu machen. Sie hatten jedoch während der letzten beiden Tage sehr schwere Verluste erlitten, und manche Bataillone waren bis auf die Hälfte ihrer früheren Stärke zusammengeschmolzen. Bei den Franzosen dagegen herrschte wieder große Freude: die Soldaten waren voll Zuversicht und glaubten, daß die alten siegreichen Zeiten zurückgekehrt seien.

Nun galt es, noch den letzten vernichtenden Streich gegen den alten Feldmarschall Blücher selbst zu führen. Dieser war indeß wegen seiner beiden Generale Sacken und York in großer Besorgniß gewesen, weil er nicht wußte, was aus ihnen geworden war. Daß sie mit Napoleon hart zusammengerathen sein mußten, erkannte er an dem Kanonendonner, dessen dumpfes Rollen er am 11. und 12. Februar in der Richtung von Montmirail und Cha-

teau Thierry ganz deutlich gehört hatte. Sollte er selbst nun ruhig und müßig hier stehen bleiben, während seine tapferen Generale vielleicht mit Sehnsucht nach Hilfe und Rettung ausschauten? Es ließ ihm keine Ruhe; er mußte sich Gewißheit verschaffen über ihr Schicksal und wenn sie in Noth waren, ihnen die rettende Hand entgegenstrecken.

Schon am 13. Februar früh bricht Feldmarschall „Vorwärts“ mit seiner ganzen Heeresmacht nach Westen gegen Montmirail auf. Der General Ziethen mit 2000 M. Fußvolk und 700 Reitern bildet den Vortrab; ihm folgen 3000 Russen und endlich in einiger Entfernung das Hauptheer mit dem Feldmarschall und seinem Generalstabe.

Schwache feindliche Abtheilungen, die man vor sich hat, ziehen sich ohne ernsten Widerstand langsam zurück. Rastlos geht es weiter, und am 14. Februar früh wird das große Dorf Vauchamp, etwa eine Meile vor Montmirail, von den Bataillonen des Vortrabes in Besitz genommen. Ziethen ahnte nicht, daß er bereits vom Verderben umgarnt war, und daß seine tapferen Bataillone in und bei diesem Dorfe fast alle ihren Untergang finden sollten.

Das Dorf Vauchamp liegt an der Chaussee von Chalons nach Montmirail in einer hügeligen Gegend und ist auf beiden Seiten von größeren und kleineren Gebüschen umgeben. Das hatten die Franzosen mit großer Geschicklichkeit benutzt, um die Preußen in einen Hinterhalt zu locken.

Sobald Ziethen merkte, daß es in den Waldungen und hinter den Hügeln nicht ganz richtig war und daß größere Heeresmassen als bisher sich vor ihm angesammelt haben mußten, machte er Halt, besetzte das Dorf Vauchamp und beschloß, die hinter ihm folgenden 3000 Russen abzuwarten, ehe er weiter marschirte. Die Franzosen ließen Anfangs wenig von sich merken; denn sie gedachten, die

Preußen erst auf allen Seiten zu umgehen und sie dann plötzlich im Dorfe zu überfallen. Als durch die französische Reiterei die Einschließung vollendet war, ließ Napoleon von Westen her das Fußvolk mit aller Macht gegen das Dorf vorrücken.

Die Preußen wehrten sich wie Verzweifelte, mußten aber endlich doch vor der Uebermacht zurückweichen und verließen truppweise die einzelnen Gehöfte, wo sie gefochten hatten, um sich dann am andern Ende des Dorfes wieder zu sammeln. Allein hier, vor dem Ausgange des Dorfes, ereilte sie das Verderben. Denn ehe sie noch vermochten, sich von Neuem zu ordnen und Vierecke zu bilden, fiel die feindliche Reiterei über sie her, von der sie theils niedergehauen, theils gefangen genommen wurden, ohne daß die nachfolgenden Russen sie retten konnten. Denn diese hatten selbst Noth, dem Verderben zu entrinnen.

Unterdessen war auch Blücher mit dem Hauptheere herangekommen und mußte ebenfalls aus der Ferne den Untergang der Seinigen mit ansehen, ohne ihnen beistehen zu können, ja er sah sich sogar bald selbst zum Rückzuge nach Champaubert und Etoges genöthigt. Schnell erging an alle Regimenter der Befehl, Kehrt zu machen und in dichtgeschlossenen Gliedern auf der Chaussee den Rückweg anzutreten. So geschah es auch. Nur ein preußisches Bataillon, welches in einem Vorwerke seitwärts von der Straße stand, konnte von dem beschlossenen Rückzuge nicht mehr zeitig genug benachrichtigt werden, und da es ohne Befehl seinen Posten nicht verlassen, sich aber auch dem stürmenden Feinde nicht ergeben wollte, so wurde es fast ganz niedergehauen. Zuletzt, als zwei Bataillone der alten Garde gegen das Vorwerk anrückten, hatten die tapferen Preußen sich in das Innere zurückgezogen, die Thore verrammelt und erklärt, daß sie lieber untergehen, als sich ergeben

wollten. Erst als die Mauern erstiegen und die Thore gesprengt waren, ergaben sich die wenigen, die noch am Leben waren.

Das Hauptheer Blüchers hatte während dessen seinen Rückzug auf der Chaussee in möglichster Eile fortgesetzt, allein Napoleon war nicht der Mann dazu, die Verbündeten so leichten Kaufes entrinnen zu lassen. Sie sollten vielmehr bis auf den letzten Mann vernichtet werden. Zu diesem Zwecke sandte er seine ganze Reiterei zu beiden Seiten der Chaussee voraus, um den Preußen den Rückweg nach dem Walde von Etoges abzuschneiden. Zugleich folgte er selbst mit dem Fußvolk auf der Chaussee nach, und sein Geschütz schleuderte im Vormarsch unaufhörlich seinen Eisenhagel in die dicht gedrängten preußischen und russischen Bataillone. Auch die französche Reiterei hieb bei jeder günstigen Gelegenheit auf die Verbündeten ein, die nur langsam und unter beständigen Gefechten vorwärts kommen konnten.

Am schrecklichsten aber wurde die Lage der Verbündeten, als man nach langem, anstrengenden Marsche endlich das Dorf Champaubert wieder erreichte und von hier aus sich nach dem etwa 1600 Schritt entfernten Walde von Etoges durchschlagen wollte. Die Verbündeten mußten hier über eine freie Ebene, wo sie den Angriffen der zahlreichen französischen Reiterei ohne allen Schutz preisgegeben waren. Diese Stelle hatte Napoleon sich zur Vernichtung der preußischen und russischen Regimenter ausersehen, und daß seine Absicht ihm wenigstens nicht so vollständig gelang, wie er gehofft hatte, das haben wir nur der unübertrefflichen Tapferkeit und Unerschrockenheit der Männer zu danken, die damals unter den Generalen Kleist, Kapcewitsch, Prinz August von Preußen gegen die französische Uebermacht stritten.

Prinz August, welcher mit seiner Brigade sich an die Spitze des Zuges gestellt hatte, ließ seine Bataillone bei jedem Angriffe

der feindlichen Kavallerie Vierecke bilden und gab den Befehl, nicht eher zu schießen, als bis die Reiter auf dreißig Schritt herangekommen wären. In dieser Nähe war das Feuer der Preußen außerordentlich wirksam. Schwergetroffen sank mancher französische Reiter von seinem Rosse, und die Feinde bemühten sich vergeblich, in die geschlossenen Vierecke einzudringen. Sobald aber die Preußen wieder einigermaßen Luft bekamen, mußten alle Tombours von Neuem den Sturmmarsch schlagen, und wieder ging es vorwärts mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, bis man endlich den Saum des Waldes erreicht hatte. Blücher war immer mitten unter den Seinen und setzte sich oft dem dichtesten Kugelregen aus. Sein Adjutant Nostiz hatte alle Mühe, ihn von einem verzweifelten Unternehmen zurückzuhalten. Als man endlich im Walde war, faßte er wieder Muth. „Na, Gneisenau," sagte er, als das Schlimmste überstanden war, zu seinem Generalstabschef, „nun es heute noch nicht mit mir zu Ende gegangen ist, hat's damit noch eine Weile Zeit; es wird schon wieder gut gehen, und wir werden noch Alles wieder gut machen!" So wußte der alte Held aus dem Unglück selbst immer wieder neuen Trost zu schöpfen.

Indeß war Blüchers Lage doch traurig genug. Er, der ausgezogen war, um seinen beiden Generalen Sacken und Yorck zu helfen, hatte jetzt selbst die schwerste Niederlage erlitten, und statt, wie er gehofft hatte, am heutigen Tage als siegreicher Feldherr mit seinen Preußen und Russen in die überwundene Hauptstadt seines gewaltigen Gegners einzuziehen, mußte er fliehend und hart verfolgt darauf bedacht sein, die Ueberreste seines geschlagenen Heeres zu retten.

Die Gefahr, in der jetzt die Verbündeten schwebten, wurde dadurch noch erhöht, daß der Kaiser Napoleon die ganze französische Nation zu den Waffen rief und den Landsturm aller umliegenden

Gegenden aufbot, um seinen Feinden, wo möglich, dasselbe Schicksal zu bereiten, das ihn selbst in Rußland getroffen hatte.

Hierbei kam dem Kaiser die Erbitterung des französischen Landvolkes sehr zu statten. Die Bauern hatten bei den immerwährenden Durchmärschen und Einquartierungen unsäglich viel zu leiden, und sie empfanden diese Lasten um so schmerzlicher, je weniger sie daran gewöhnt waren. Sie hatten den Krieg meistens nur aus der Ferne kennen gelernt. Jetzt mußten sie selbst die Drangsale einer feindlichen Invasion an sich erfahren. Die Lieferungen von Getreide und Heu und anderen Lebensmitteln für Menschen und Pferde wollten gar kein Ende nehmen, und nicht selten wurden noch obenein die Gespanne mitgenommen, und man hatte Mühe sie zurückzuerhalten. Sobald daher feindliche Abtheilungen sich einem Orte näherten, zogen die Bewohner es gewöhnlich vor zu fliehen und Hab und Gut in Sicherheit zu bringen. Sie selbst aber lauerten im Versteck und sandten manche tödtliche Kugel in die Reihen vorüberziehender Russen, Preußen oder Oestreicher oder überfielen schwächere Abtheilungen und machten sie nieder. Hunderte von tapferen deutschen Männern und Jünglingen, welche die welsche Hinterlist nicht kannten, haben auf solche Weise ein ruhmloses und unbekanntes Grab in den Wäldern oder abgelegenen Dörfern der Champagne oder Lothringens gefunden.

Die Verbündeten aber rächten sich dafür nicht selten durch Zerstörung der verlassenen Wohnungen, und die zurückkehrenden Bauern fanden dann an der Stelle ihrer Dörfer nichts als rauchende Brandstätten. Die Generale und Offiziere der Verbündeten suchten zwar diesem Unwesen Anfangs Einhalt zu thun, und York war einmal so aufgebracht über das, was er mit ansehen mußte, daß er offen und entschieden erklärte, er wolle nicht länger an der Spitze von „Räuberbanden“ stehen; allein selbst ihm war es nicht

möglich, bei der allgemeinen Noth eine strenge Zucht aufrecht zu erhalten. Die Soldaten schrieen, sie müßten hungern oder erfrieren, wenn man ihnen nicht gestatten wolle, die Bauernhütten einzureißen, um Holz und Stroh zu den Lagerfeuern und zur Bereitung ihrer Speisen zu benutzen. So geschah es denn trotz der strengsten Verbote von Seiten der Generale, daß ganze Dörfer in einer einzigen Nacht vollständig vom Angesicht der Erde vertilgt wurden.

Die Erzählungen aber von den Greuelthaten der Verbündeten, die natürlich in weiterer Ferne vom Kriegsschauplatze noch stark übertrieben und mit den schwärzesten Farben ausgemalt wurden, trugen nicht wenig dazu bei, den Haß gegen die „östlichen Barbaren" immer höher zu steigern. „Gegen solche Ungeheuer," sagte man, „gebe es kein anderes Mittel als einen Kampf auf Leben und Tod. Man dürfe das Schwert nicht eher aus der Hand legen, als bis sie vertilgt oder über den Rhein zurückgetrieben seien." Auch zweifelten die Franzosen gar nicht daran, daß der große Kaiser ihren heißen Wunsch bald erfüllen werde. Hatte er doch so eben seinen gefährlichsten Widersacher durch mehrere furchtbare Streiche zu Boden geschmettert, und man sah wieder, wie ehemals, lange Reihen von Gefangenen durch die Straßen der Hauptstadt führen!

Kein Wunder also, daß die Franzosen, wie man zu sagen pflegt, wieder Oberwasser zu haben glaubten, und daß Napoleon bei den Friedensunterhandlungen, die man während des Kampfes fortgesetzt hatte, wieder eine stolzere und zuversichtlichere Sprache anzunehmen begann. Er hätte jetzt noch einen ziemlich günstigen Frieden schließen können; denn im Hauptquartier der Verbündeten herrschte große Entmuthigung. Allein von seinem unverhofften Glücke berauscht, spannte Napoleon jetzt die Saiten so hoch, daß sie reißen mußten. „Was wollen die Verbündeten," sagte er; „ich bin in diesem Augenblicke näher an Wien und Berlin als sie an Paris!"

Wer konnte es ihm verdenken, wenn er wenigstens das linke Rheinufer mit einem Theile der Niederlande und das Königreich Italien zu retten suchte! — Indeß nur zu bald sollte Napoleon seinen Hochmuth und seine Hartnäckigkeit bitter bereuen. Sein Glücksstern war nur deshalb noch einmal so glänzend emporgestiegen, um desto schneller und tiefer wieder herabzusinken. — —

Wir kehren zurück zu Blücher und den Verbündeten. Die schlesische Armee also war geschlagen und (davon war Napoleon fest überzeugt) auf längere Zeit unschädlich gemacht. Es galt nun, wiederum dem Fürsten Schwarzenberg zu Leibe zu gehen und ihm das weitere Vordringen gegen Paris ebenfalls für immer zu verleiden.

Schwarzenberg hatte, als Napoleon sich auf Blücher warf, nichts ernstliches gethan, um das Ungewitter von der schlesischen Armee abzulenken oder die Gewalt desselben durch einen kräftigen Angriff von seiner Seite zu brechen. Erst als das Unglück geschehen war, traf er Anstalten zur Unterstützung und Erleichterung des preußischen Feldmarschalls, indem er sich durch Waffengewalt den Uebergang über die Seine erzwang und einen Theil seines Heeres in nördlicher Richtung vorrücken ließ. Doch waren seine Bewegungen so wenig nachdrücklich, daß Napoleon sie kaum der Beachtung würdigte.

Da nun aber der französische Kaiser gegen ihn selbst heranzog, machte er sogleich Kehrt und sendete an Blücher den Befehl, sich in der Gegend von Troyes an der Seine mit ihm zu vereinigen, um dann mit vereinten Kräften dem Feinde eine Schlacht anzubieten. Nichts konnte unserem alten Feldmarschall willkommener sein, und er eilte sogleich mit seiner ganzen Heeresmacht herbei, voll Freude, daß endlich etwas Entscheidendes geschehen sollte. Doch noch ehe es soweit kam, hatte Schwarzenberg sich schon wieder eines Anderen besonnen und wollte von einem Angriffe auf Napoleon durch-

aus nichts hören; vielmehr sollte der angefangene Rückzug noch weiter fortgesetzt werden.

Das war dem alten Blücher denn doch zu viel. Er ließ in seinem Zorne die ärgsten Schimpfworte fallen und verlangte in nicht allzu höflicher Weise die Erlaubniß, wieder allein gegen Paris vorgehen zu dürfen. Zu diesem Zwecke sollte sein Heer noch durch die Armeecorps von Winzingerode und Bülow verstärkt werden, welche aus den Niederlanden herbeieilten. Durch die Vereinigung mit ihnen stieg das Blücher'sche Heer in kurzer Zeit auf die ansehnliche Zahl von mehr als 100,000 Streitern, auf denen jetzt die Hoffnung der Verbündeten vorzugsweise beruhte.

„Der Ausgang des Feldzuges," schreibt der König von Preußen um jene Zeit an Blücher, „liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand. Ich und die mit mir verbündeten Monarchen rechnen mit Zuversicht darauf, daß Sie durch eine ebenso kräftige als vorsichtige Leitung Ihrer Operationen das in Sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und bei der Entschlußkraft, die Ihnen eigen ist, es nie aus den Augen verlieren werden, daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängig ist." —

Kaum hatte Napoleon bemerkt, daß Blücher von der Seine sich wieder mehr nördlich gegen die Marne wendete, so war er ihm auch sogleich wieder dicht auf den Fersen und ließ gegen Schwarzenberg nur die Marschälle Oudinot, Macdonald und Gerard zurück, welche denn auch am 27. Februar bei der Stadt Bar sur Aube von den Verbündeten geschlagen wurden.

Die Franzosen verloren in dieser Schlacht nicht weniger als 3000 Mann. Schwarzenberg, der am Oberarm verwundet war, hatte trotzdem das Schlachtfeld nicht verlassen, sondern sich oft mitten in das dichteste Kampfgetümmel gemischt. Auch der Prinz Wilhelm von Preußen (der jetzige König Wilhelm I.) hatte hier

Gelegenheit, Proben von Muth und Geistesgegenwart zu geben und wurde deshalb von dem Könige Friedrich Wilhelm III. mit dem eisernen Kreuze geschmückt.

Während dessen war Napoleon mit Sturmeseile der schlesischen Armee gefolgt, um sie noch vor dem Uebergange über die Marne zu erreichen und ihre Vereinigung mit Bülow und Winzingerode zu verhindern. Am 1. März trafen die Spitzen seiner Heersäulen bei La Ferté sous Jouarre und bei Chateau Thierry ein, zu seinem Bedauern aber mußte er hören, daß die feindlichen Corps bereits sämmtlich ihren Uebergang über den Fluß glücklich bewerkstelligt und die Brücken abgebrochen hatten. Indeß war die Vereinigung mit Bülow und Winzingerode noch immer nicht erfolgt; denn diese standen noch mehrere Meilen weiter nördlich, jenseit der Aisne, eines Nebenflusses der Oise, und Napoleon hoffte, an der Aisne das auszuführen, was ihm an der Marne nicht gelungen war.

In Folge eingetretenen Thauwetters war Anfang März die Aisne stark angeschwollen, und die Verbündeten hatten nur einen Uebergangspunkt über den Fluß bei der alten Stadt Soissons (bekannt durch den Sieg des Frankenkönigs Chlodwig über den römischen Statthalter Syagrius im J. 486 n. Chr.). Diese Stadt aber befand sich in den Händen der Franzosen, die sie befestigt und mit einer Besatzung versehen hatten. Auf diesen Umstand gründete Napoleon seinen Angriffsplan. Denn wenn die Besatzung von Soissons, unterstützt von den Bürgern der Stadt, sich nur kurze Zeit mit der gehörigen Unerschrockenheit vertheidigte und den Feind aufhielt, so konnte der Kaiser selbst mit seinem Heere herankommen und dem Gegner einen sichern Untergang bereiten.

Um aber auch seinerseits dem Marsche der Verbündeten möglichst viele Hindernisse in den Weg zu legen, schickt der Kaiser die beiden Marschälle Marmont und Mortier voraus und befiehlt ihnen,

die Verbündeten durch unaufhörliche Attacken zu beunruhigen. Er selbst will während dieser Zeit sie auf der rechten Seite umgehen, und so sollen sie bei der Stadt Soissons durch Uebermacht erdrückt werden.

Die Gefahr, in der Blücher jetzt schwebte, war in der That größer als je zuvor; doch wurde er auch hier durch sein gutes Glück gerettet. Die Besatzung von Soissons nämlich kapitulirte vor der Zeit und übergab die Stadt schon am 3. März den Generalen Bülow und Winzingerode, worauf Blücher sich beeilte, mit seiner ganzen Heeresmacht schon am folgenden Tage über den oben genannten Fluß zu gehen und sich mit den jenseits stehenden Preußen und Russen zu vereinigen.

Nun stand Blücher an der Spitze von drei preußischen und ebensovielen russischen Armeecorps und konnte es sehr wohl wagen, sich allein dem Kaiser entgegen zu stellen. Er hatte ohnehin die Scharten vom vorigen Monat noch auszuwetzen. Zum Kampf bereit, blieb er daher jenseits der Aisne stehen und beschloß abzuwarten, was der Kaiser weiter unternehmen würde.

Als Napoleon sah, daß er auch bei Soissons wieder zu spät gekommen war, ging er eine Strecke östlich von der Stadt ebenfalls über die Aisne und stürzte sich plötzlich am 7. März mit aller Macht auf den linken Flügel der Verbündeten, welcher sich bei dem Städtchen Craonne auf einem ausgedehnten, mit steilen Rändern versehenen Felsplateau gelagert hatte. Es kam hier zu einem überaus blutigen Kampfe. Die Franzosen suchten auf drei Seiten mit großer Unerschrockenheit die abschüssigen Höhen zu erklimmen und wiederholten ihre Angriffe immer von Neuem, obwohl ganze Rotten von ihnen durch die russischen Geschütze niedergeschmettert wurden. Denn die Russen waren es, welche diesen Flügel einnahmen. Endlich siegte doch die französische Tapferkeit über die russische Zähigkeit und Todesverachtung, und gegen Abend sahen sich die Gene-

rale Sacken und Winzingerode genöthigt, ihre Stellung auf dem Plateau bei Craonne aufzugeben und sich weiter gegen Norden nach der Stadt Laon zurückzuziehen, wohin Napoleon ihnen alsbald folgte. Hier hoffte er endlich das langersehnte Siegesziel zu erreichen, allein Gott hatte es anders bestimmt. —

Die Stadt Laon liegt einige Meilen nördlich von der Aisne auf einem eigenthümlich gestalteten Felsen, der (wie die Landskrone bei Görlitz) ringsum von einer weiten Fruchtebene eingeschlossen ist; nur im Süden der Stadt ist die Ebene von Sümpfen durchschnitten. Diese weite Ebene mit ihren zahlreichen Dörfern, unter denen besonders das Dorf Athis im Nordosten von der Stadt hervorzuheben ist, sollte jetzt (gegen Mitte März) der Schauplatz mehrtägiger sehr blutiger, aber auch entscheidender Kämpfe werden.

Blücher hatte sein Hauptquartier in der Stadt Laon selbst aufgeschlagen, wurde aber leider schon im Anfange des Kampfes von einem so ernstlichen Unwohlsein überfallen, daß er die Leitung der Kriegsoperationen fast ganz dem General Gneisenau überlassen mußte. Die furchtbaren Anstrengungen des langen Winterfeldzuges, vor Allem die schweren Niederlagen, die er im Laufe des letzten Monats erlitten hatte, hatten zuletzt doch seine Kraft gebrochen und den greisen Helden niedergeworfen.

Napoleon machte zuerst den Versuch, die Stadt während der Nacht vom 8. zum 9. März durch einen plötzlichen Ueberfall zu nehmen, allein die Wachsamkeit der Verbündeten, sowie die Terrainschwierigkeiten, mit denen die angreifenden Franzosen zu kämpfen hatten, vereitelten den Versuch, und wenn Napoleon nicht ruhmlos und unverrichteter Sache abziehen wollte, so mußte er sich für den folgenden Tag zu einem Kampfe entschließen, bei dem alle Vortheile sich auf Seiten des Gegners befanden. Die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang konnte daher für Napoleon nur sehr gering sein.

Indeß stritten die Franzosen, die sehr wohl wußten, was hier auf dem Spiele stand, noch einmal mit unübertrefflicher Tapferkeit, ja es schien, als ob der alte heldenmüthige Geist, der sie früher so oft zum Siege geführt hatte, von Neuem mit ganzer Gewalt über die Napoleonischen Schaaren gekommen wäre, als hätten alle einander das Wort gegeben, entweder zu siegen oder zu sterben. Aber auch die russischen und preußischen Regimenter wollten keinen Fuß breit weichen, und so oft auch die Franzosen mit stürmender Hand in die Vorstädte von Laon (welche am Fuße des Berges liegen) eindrangen, immer wurden sie nach heißem Ringen wieder zurückgeworfen. Als endlich, nach furchtbaren Verlusten auf beiden Seiten, die Sonne sich zum Untergange neigte, befanden die Heere sich im Ganzen noch in denselben Stellungen, die sie am Morgen beim Beginn des Kampfes inne gehabt hatten. Das Schrecklichste aber stand den Franzosen noch bevor.

Spät Abends nämlich, als der Donner der Kanonen längst verstummt war und aus der Ferne die brennenden Wachtfeuer aus dem französischen Lager herüberleuchteten, machten sich die beiden preußischen Generale Yorck und Kleist von Nollendorf auf, um das Corps des Marschalls Marmont in und bei dem Dorfe Athis zu überfallen. Man rechnete dabei auf die den Franzosen eigenthümliche Sorglosigkeit, welche oft soweit geht, daß sie in unmittelbarer Nähe des Feindes nicht einmal die gehörige Zahl von Wachtposten ausstellen.

In der That gelang es den Preußen, unbemerkt an das feindliche Lager heranzukommen, und als nun die preußischen Hörner und der Hurrahruf der anstürmenden Regimenter die Franzosen aus ihrer Ruhe aufschreckte, war es zu spät zu einem erfolgreichen Widerstande. Eine grenzenlose Verwirrung verbreitete sich bald über das ganze Lager, und eilige Flucht war die allgemeine Losung.

Jeder war nur auf seine eigene Rettung bedacht, und in der Finsterniß geschah es nicht selten, daß französische Truppentheile auf ihre eigenen Landsleute einhieben. Die Franzosen hatten hier ein ähnliches, ja noch schlimmeres Schicksal, wie einst die Preußen bei Hochkirch.

Yorck und Kleist erbeuteten eine große Menge von Kanonen und machten 2500 Gefangene. Das war eine herzerquickende Freudenbotschaft für den mißmüthigen alten kranken Feldmarschall in Laon. „Bei Gott," sagte er zu dem Adjutanten, der ihm die Nachricht von dem Siege überbrachte, — „bei Gott, ihr alten Yorckschen seid ehrliche, brave Kerls. Wenn man sich auf euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein." — —

An den Sieg bei Laon knüpft sich jedoch ein anderes weniger erfreuliches Ereigniß, das wir als Preußen und Deutsche nur mit Betrübniß erzählen können. Es handelt sich nämlich um ein ärgerliches Zerwürfniß zwischen den obersten preußischen Heerführern, welches leicht die unheilvollsten Folgen hätte haben können.

Schon seit längerer Zeit herrschte zwischen Yorck und Gneisenau, der an Blüchers Stelle das Oberkommando inne hatte, nicht das beste Einvernehmen. Denn Yorck war sehr empfindlich und wollte sich den Anordnungen Gneisenau's, von dessen kriegerischer Tüchtigkeit er keine hohe Meinung hatte, nicht immer sogleich fügen. So geschah es auch hier. Gneisenau sandte an Yorck Befehle; Yorck weigerte sich, sie zu befolgen, und da Gneisenau in gebieterischer Weise seine Befehle wiederholte, gerieth Yorck in einen so heftigen Zorn, daß er mit Gewalt das Heer verlassen wollte. Voll Staunen und Verwunderung sahen die preußischen Generale seines Armeecorps am 12. März Vormittags einen Reisewagen bei ihrem Commandirenden vorfahren; Yorck stieg ein, verabschiedete sich mit kurzen Worten und fuhr ab. Er wäre schwerlich jemals zurückge-

kehrt, wenn nicht der alte Feldmarschall selbst sich ins Mittel gelegt hätte. Als dieser die betrübende Nachricht erhielt, setzte er sich sogleich hin und schrieb an York folgendes Briefchen: „Alter Waffengefährte, verlassen Sie die Armee nicht, da wir am Ziele sind! Ich bin sehr krank und gehe selbst, sobald der Kampf vollendet ist.“ Diese Zeilen waren es, die York zur Rückkehr bewogen. —

Nachdem Napoleon den Kampf um die Felsenhöhen von Laon auch am folgenden Tage (dem 10. März) ohne Erfolg bis gegen Abend fortgesetzt hatte, mußte er sich endlich nach schweren Verlusten zum Rückzuge nach Soissons entschließen. Der Gedanke, daß Blücher, den er schon vernichtet zu haben glaubte, ihn bei Laon überwunden oder wenigstens zum Weichen gebracht und zu einem schimpflichen Rückzuge gezwungen hatte, brachte den stolzen Mann fast zur Verzweiflung. Aber wie ein verzweifelter Fechter vor seinem Ende die letzte Kraft aufbietet, um dem Gegner noch einen tödtlichen Stoß zu versetzen, so warf sich Napoleon jetzt noch einmal mit aller seiner Macht auf die große böhmische Armee, der er leichter beikommen zu können hoffte.

Sobald er sein Heer durch einige Ruhetage gestärkt und durch einen glücklichen Ueberfall einer schwächeren preußisch-russischen Heeresabtheilung bei Rheims den Muth und die Zuversicht seiner Soldaten wieder gehoben hatte, wandte er sich plötzlich wiederum nach Süden und griff am 21. März den Fürsten Schwarzenberg bei Arcis an der Aube an, erlitt aber auch hier nach der tapfersten Gegenwehr eine entschiedene Niederlage. —

Um dieselbe Zeit kamen auch aus andern Theilen des Reiches die traurigsten Nachrichten. Des Kaisers Marschälle waren noch weniger glücklich als er selbst. Namentlich sah es im südlichen Frankreich für Napoleon nicht erfreulich aus. Von den Pyrenäen

aus drang der englische General Herzog Wellington siegreich immer tiefer in das Land ein, und an der Rhone hatte Augereau vor den Oestreichern zurückweichen müssen. Allenthalben aber regten sich die Widersacher des Kaisers, und die Anhänger der Bourbonen erhoben bereits laut ihre Stimmen und verlangten die Zurückrufung des vertriebenen Königsgeschlechtes. „Der Kaiser," sagten sie, „ist Schuld an allem Unglück, das jetzt über das Land hereingebrochen ist. Er hat die Blüthe der Nation nutzlos auf unzähligen Schlachtfeldern geopfert, und alle seine hochgerühmten Siege haben uns nichts als Elend und Verderben gebracht. So lange er auf dem Throne sitzt, wird Frankreich nicht Glück noch Ruhe finden. Er ist ein Fremdling in unserem Lande und hat kein Herz für dessen Wohl und Wehe. Nur die angestammten Fürsten können einem Volke Heil und Segen bringen!" —

Wenn nun solche Reden auch von einem großen Theile der französischen Nation mit Entrüstung zurückgewiesen wurden, so dienten sie doch dazu, die Kraft und Einigkeit des Volkes zu lähmen, und das Vertrauen zum Kaiser zu untergraben. Jedenfalls aber war es für Napoleon ein böses Zeichen, daß man überhaupt wagte, dergleichen Dinge offen auszusprechen. Dazu kam die tägliche Angst und Noth des Krieges und die hoffnungslose Aussicht in die Zukunft, die selbst die Freunde des Kaisers mit Bangigkeit und Schreck erfüllte.

Napoleon wußte sehr wohl, von welchen Gefahren er umringt war. Die Feinde im Innern des Landes waren für ihn fast nicht weniger schlimm als die äußeren. Aber nur ein schneller Triumph über die letzteren konnte auch die ersteren von Neuem zur Unterwerfung oder doch zum Schweigen bringen. Nur die größte Kühnheit konnte ihn retten. Zwei Wege standen ihm offen, auf denen er vielleicht dem gänzlichen Untergange noch entrinnen

konnte: er mußte entweder nach Paris eilen und durch das Aufgebot aller seiner Kraft die Hauptstadt als das Herz des ganzen Reiches zu retten suchen, oder er mußte sich mit seiner Armee in den Rücken der Verbündeten werfen, sie vom Rhein abschneiden und ihre eigenen Länder jenseits des Stromes bedrohen. Dieser letztere Plan war allerdings sehr gewagt, ja verwegen, aber durchaus nicht ohne alle Aussicht auf Erfolg. Denn noch waren viele Festungen im Rücken der Verbündeten in des Kaisers Händen, und indem Napoleon das Landvolk in den nordöstlichen Theilen des Reiches zu den Waffen rief, durfte er hoffen, einen Volkskrieg zu entzünden, der den Verbündeten höchst verderblich werden konnte. Napoleon entschied sich für den zweiten Plan, wurde aber, wie wir später sehen werden, mitten in der Ausführung desselben wieder schwankend und unentschlossen, und das war sein Verderben. —

Ein Brief des Kaisers an seine Gemahlin, der den Verbündeten in die Hände fiel, verrieth ihnen den verzweifelten Entschluß Napoleons, und es wurde eiligst ein Kriegsrath zusammenberufen, um zu überlegen, was zu thun sei. Man einigte sich endlich dahin, den Kaiser ruhig ziehen zu lassen und mit der ganzen verfügbaren Streitmacht augenblicklich nach Paris aufzubrechen, um die Stadt vor Napoleons Ankunft zu erobern. Damit aber dieser die Absicht der Verbündeten nicht sogleich entdeckte, wollte man ihm einen Theil des Heeres nachsenden, der Alles aufbieten sollte, um den Kaiser zu dem Glauben zu verleiten, als ob die ganze verbündete Armee ihm auf dem Fuße nachfolgte.

Diese Aufgabe fiel dem russischen General Winzingerode zu, der mit 8000 Reitern den nach dem Rhein zu marschirenden Franzosen immer dicht auf den Fersen blieb und sich mit seinem Häuflein bei jeder Gelegenheit so keck und furchtlos benahm, als ob er nur den Vortrab einer großen Armee bildete und noch Hundert-

tausende hinter sich hätte. Auch versäumte er nicht, überall, wohin er kam, Quartier für die Monarchen von Preußen und Rußland zu bestellen, die man also in der Nähe vermuthen mußte. So war es denn kein Wunder, daß auch Napoleon sich täuschen ließ und seinen verderblichen Irrthum erst dann bemerkte, als es zu spät war.

Denn während er in schnellen Märschen sich dem Rheinstrome näherte, zogen die Verbündeten mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen in entgegengesetzter Richtung nach der Hauptstadt seines Reiches. Der Ruf: „Es geht nach Paris!“ ließ alles überstandene Elend vergessen und singend und jubelnd marschirten die unübersehbaren Kolonnen auf drei verschiedenen Straßen durch die im ersten Frühlingsgrün prangenden Fluren, auf denen weit und breit kein Feind zu erblicken war.

Indeß sollte es auf dem Wege nach Paris doch nicht ganz ohne Kampf abgehen. Kaum waren die Verbündeten bis in die Gegend des kleinen Städtchens Fère champenoise, südwestlich von Chalons, vorgedrungen, als ihr Vortrab auf feindliche Heeresmassen stieß. Es waren die beiden Marschälle Marmont und Mortier, welche eben im Begriff waren, ihrem Kaiser nachzueilen und von der Nähe der Verbündeten durchaus nichts geahnt hatten. Nach hartem Kampfe wurden sie von der russisch-preußischen Reiterei mit einem Verluste von 8000 Mann in die Flucht geschlagen, und mußten noch froh sein, daß sie mit dem Ueberrest ihres Heeres nach Paris entweichen konnten. Noch übler ging es gleich darauf einer anderen französischen Heeresabtheilung, bestehend aus wenigen Regimentern, die von der Marne herkommend auf ihrem Marsche mitten zwischen die Armeecorps der Verbündeten geriethen. Da sie sich nicht ergeben wollten und die Flucht unmöglich war, wurden sie von der reitenden Artillerie der Preußen und Russen durch

Kartätschladungen ohne Erbarmen niedergemäht. Wenn nicht die verbündeten Monarchen selbst, die in der Nähe waren, endlich dem Blutbade Einhalt gethan hätten, würde schwerlich einer von jenen Tapferen dem Tode entronnen sein.

Am 29. März erreichten die Verbündeten die feindliche Hauptstadt; allein hier stand ihnen noch ein sehr harter Strauß bevor. Denn die Marschälle Marmont und Mortier hatten Alles aufgeboten, um Paris in aller Eile noch in Vertheidigungsstand zu setzen. Auf allen Hügeln im Norden und Osten der Stadt waren Kanonen aufgefahren; jeder Weinberg, jedes Gartenhäuschen war mit Schützen besetzt, und namentlich war der Montmartre, ein ziemlich steiler Berg, welcher Paris auf der Nordseite beherrscht, mit dem größten Eifer befestigt worden.

Da die wenigen Linienregimenter, die man hatte, zur Vertheidigung einer so umfangreichen Stadt natürlich nicht ausreichten, so war die ganze Nationalgarde zur Unterstützung aufgeboten worden. Alles eilte zu den Waffen; selbst die ergrauten Invaliden, die vor vielen Jahren die ersten Schlachten ihres Kaisers in Italien und Aegypten mitgeschlagen hatten, wollten hier nicht fehlen und kämpften tapfer an der Seite junger Studenten oder Handwerker.

Noch mancher wackere preußische Krieger, der alle Gefahren glücklich überstanden zu haben wähnte, mußte am 30. März im Angesicht des ersehnten Zieles sein Leben lassen, ehe man die Siegesfahne auf der Höhe des Montmartre aufpflanzen konnte. Endlich aber lag die stolze Stadt mit ihren tausend Palästen überwunden zu den Füßen der Verbündeten und mußte eine Kapitulation abschließen, welche den französischen Regimentern freien Abzug nach dem Süden des Reiches gewährte, die Stadt selbst aber der Gewalt des Siegers überantwortete.

Schon am folgenden Tage (den 31. März) hielten die Herr-

scher von Preußen und Rußland an der Spitze ihrer Garderegimenter und umgeben von dem glänzenden Gefolge ihrer Generäle ihren Einzug in die Stadt, von deren wankelmüthigen und leichtfertigen Bewohnern sie jetzt beinahe wie Freunde und Befreier mit Jubel und Vivatruf begrüßt wurden. —

Doch wir wenden uns zurück zu dem französischen Kaiser. Als Napoleon einige Tage in der Richtung nach dem Rheine weiter gezogen war, mußte er endlich zu seinem Schrecken sich überzeugen, daß seine Gegner ihn überlistet und ihm einen gewaltigen Vorsprung auf dem Wege nach Paris abgewonnen hatten. Die Aussagen der Gefangenen, die er in einem Gefechte machte, ließen keinen Zweifel mehr, daß das, was er hinter sich sah, nur eine verhältnißmäßig kleine Reiterabtheilung war. Was war nun zu thun? Sollte er dem einmal gefaßten Beschlusse treu bleiben und sich mit seinem ganzen Heere in die Vogesen oder in die Ardennen werfen, um einen Volkskrieg im Rücken der Verbündeten zu entzünden, oder sollte er augenblicklich umkehren und vor allen Dingen die Hauptstadt des Reiches zu retten suchen?

Napoleon selbst war mehr für das Erstere; seine Generäle aber drängten ihn, sich für das Letztere zu erklären. „In Paris," sagten sie, „liegt die Entscheidung. Ist das Herz des Reiches verloren, dann ist Alles verloren. In Paris haben die obersten Staatsgewalten ihren Sitz, durch die der ganze Staatsorganismus geleitet und regiert wird. Noch ist bei eiliger Umkehr Rettung möglich. Mit Hilfe der Nationalgarden wird die Stadt sich selbst gegen einen übermächtigen Feind wohl einige Tage halten können!" —

Bald darauf finden wir den Kaiser an der Spitze seiner Reiterei auf dem Wege nach Paris; hinter der Reiterei folgt das Fußvolk. So geht es Tag und Nacht ohne Rast und Ruhe fort. Denn an den Stunden, ja vielleicht an einigen Minuten hängt

das Schicksal des Reiches und des Kaisers. Die Soldaten thun, was menschliche Kraft nur irgend vermag, und doch geht es dem Kaiser noch zu langsam. Vielleicht stehen die Feinde schon vor den Thoren der geängstigten Hauptstadt, vielleicht ist der Kampf um dieselbe schon entbrannt, und er hat noch mehrere Tage zu marschiren, ehe er helfen kann.

Voll Ungeduld eilt Napoleon mit einigen treuen Begleitern seinen Schaaren voraus. Am 30. März, an demselben Tage, wo in blutiger Schlacht das Schicksal von Paris entschieden wird, ist der Kaiser schon in Fontainebleau, etwa 9—10 Meilen von der Hauptstadt, und während seine Marschälle mit den Verbündeten wegen der Uebergabe der Stadt unterhandeln, rollt der kaiserliche Wagen durch die dunkle Nacht auf der Straße von Fontainebleau nach Paris. Napoleon kann und will es nicht glauben, daß er zu spät kommt und daß Alles verloren ist. Und doch, es ist kein Zweifel: Paris ist bereits gefallen. Flüchtige Offiziere, die ihm begegnen, melden ihm das Geschehene.

Das verhängnißvolle „Es ist zu spät!“ traf den Kaiser wie ein Donnerschlag; dennoch soll die Reise nach Paris fortgesetzt werden. Selbst wenn die Stadt schon gefallen ist, des Kaisers Ankunft wird den Kampf von Neuem entzünden, und im äußersten Falle kann er sich kämpfend unter den Trümmern der Stadt begraben lassen. Die Begleiter des Kaisers haben alle Mühe, ihn von einem verzweifelten Unternehmen zurückzuhalten. Endlich entschließt sich Napoleon, einen seiner Getreuen, den Großstallmeister Caulaincourt, Herzog von Vicenza, nach Paris vorauszusenden, damit er rette, was noch zu retten sei. Der Kaiser selbst begiebt sich zurück nach dem Schlosse von Fontainebleau; hier will er die Rückkehr Caulaincourts und den Ausgang seines Geschickes erwarten.

Caulaincourt kam nach Paris, aber er kam nur, um Zeuge zu sein von dem Triumphe der Feinde, um mit eigenen Augen zu sehen, wie Alles zusammenbrach, wie Paris selbst eine andere Stadt geworden war, wie sie ihren Ueberwindern, den Feinden ihres Kaisers, als Befreiern aus der kaiserlichen Knechtschaft entgegen jubelte, wie die Behörden der Stadt, die Anhänger des Kaisers sich treulos von ihm lossagten und wie selbst diejenigen ihn jetzt verleugneten, die ihm all ihr Glück, Reichthum und Ehrenstellen zu verdanken hatten.

Ein so unerhörter und allgemeiner Abfall war das Schmerzlichste, was dem stolzen Weltgebieter begegnen konnte. Wenn selbst Paris, das er groß und mächtig gemacht, in welchem er die Schätze von halb Europa aufgehäuft hatte, seiner so leicht und schnell vergessen konnte, was blieb ihm dann noch übrig?

Das Einzige, worauf er etwa noch rechnen kann, ist die Liebe und Anhänglichkeit seiner Soldaten, die mit ihm in zahlreichen Schlachten gestritten und gesiegt haben. Sie werden ihm auch jetzt willig und freudig folgen, wenn er sie zum Entscheidungskampfe nach Paris führt. In ihre Hände will der Kaiser sein Schicksal legen.

Napoleon sammelt seine Soldaten um sich und unterrichtet sie über die Lage der Dinge. Er sagt ihnen, daß die Verbündeten seine Absetzung verlangen und daß sie das frühere Königsgeschlecht der Bourbonen auf den Thron von Frankreich zurückführen wollen. Er fragt, ob sie bereit sind, ihm nach Paris zu folgen und ihr Leben an die Befreiung des Vaterlandes zu setzen. Seine Worte entflammen in dem Heere eine allgemeine Begeisterung. Mit Ungestüm verlangen die Soldaten, sogleich nach der Hauptstadt geführt zu werden. Von Neuem soll das Schwert über das Geschick des Landes entscheiden.

Glücklicherweise kam es soweit nicht. Der Kaiser fand Widerstand auf einer Seite, wo er ihn am wenigsten erwartet hatte. Die Marschälle Ney, Macdonald, Oudinot u. a. erklärten ihm, daß sie zu einem Bürgerkriege ihm ihren Arm und ihr Schwert nicht bieten könnten. Sie beschworen ihn, zum Heile des Vaterlandes auf den Thron von Frankreich zu verzichten und dem Lande den Frieden wieder zu geben, dessen es so sehr bedürfe.

Nach langen und schmerzlichen Kämpfen unterschreibt endlich der Kaiser die Entsagungsurkunde, die man ihm vorlegt, aber er entsagt nicht unbedingt, sondern nur zu Gunsten seines Sohnes, des Königs von Rom, der unter der Regentschaft seiner Mutter, der Kaiserin Marie Luise, den Thron von Frankreich besteigen soll.

Damit aber sind die verbündeten Herrscher keineswegs einverstanden. Sollten sie Hunderttausende von tapferen Soldaten auf den Schlachtfeldern in Deutschland nud Frankreich geopfert haben, bloß um das verhaßte Kaiserreich in verjüngter Gestalt wiedererstehen zu sehen?

So bleibt denn dem Kaiser zuletzt nichts weiter übrig, als unbedingte Unterwerfung unter den Willen seiner Ueberwinder, die ihm als seinen künftigen Wohnsitz und als Eigenthum die schöne Insel Elba bei Italien anweisen. Dorthin soll er in wenigen Tagen abreisen, und ein Theil seiner alten Garde wird den „Kaiser“ (denn diesen Titel soll er behalten!) auf seinen ausdrücklichen Wunsch dahin begleiten. —

Am 20. April nahm Napoleon im Schloßhofe von Fontainebleau Abschied von den in Frankreich zurückbleibenden Bataillonen seiner alten Garde. „Generale, Offiziere und Soldaten meiner alten Garde“ (so redete er sie an),. „ich bin im Begriff, euch Lebewohl zu sagen. Mit Zufriedenheit scheide ich von euch. Seit zwanzig Jahren habe ich euch immer auf der Bahn des Ruhmes

gefunden ... Ich kann euch nicht alle umarmen, aber ich umarme euren General."

Nachdem er den General an seine Brust gedrückt, ließ er sich den Adler bringen, küßte diesen und sagte: „Theurer Adler, mögen diese Küsse im Herzen aller Braven wiederempfunden werden. Lebt wohl, meine Kinder! Meine Wünsche werden euch immer begleiten! Erhaltet auch mir euer Andenken!" —

So schied Napoleon von Frankreich.

Schon am 1. April hatte der französische Senat in Paris den Kaiser und sein Geschlecht vom Throne Frankreichs verwiesen und die Zurückberufung des früheren Königsgeschlechtes der Bourbonen beschlossen. Am 4. Mai hielt Ludwig XVIII. seinen Einzug in die gedemüthigte und bußfertige Hauptstadt.

Mit ihm schlossen die Verbündeten am 30. Mai den ersten Pariser Frieden. Alle Welt hatte erwartet, daß die Sieger den Besiegten die härtesten Bedingungen auferlegen und das unruhige, gefährliche Land wenigstens durch Lostrennung einiger unrechtmäßig erworbenen Provinzen schwächen würden. Auch war davon in der That die Rede, und aus Deutschland ließen sich viele Stimmen vernehmen, welche verlangten, daß man den von den Franzosen uns geraubten Elsaß mit dem schönen Straßburg, sowie Lothringen wieder mit dem deutschen Reiche vereinigen möchte; allein davon wollten die Bundesgenossen der Deutschen nichts hören.

Dem russischen Kaiser, der die Unterhandlungen hauptsächlich in der Hand hatte, war mit einem starken und mächtigen Deutschland wenig gedient; vielmehr wünschte er es auch für die Zukunft schwach und ohnmächtig zu erhalten, damit es sich desto leichter von Rußland aus leiten und beherrschen lasse.

Ebenso war England nicht eben geneigt, die Wünsche deutscher Patrioten, wie Stein u. A., zu befürworten. Den Habsburgern

aber auf dem östreichischen Kaiserthrone, die zunächst verpflichtet gewesen wären, sich des deutschen Vaterlandes anzunehmen, lag mehr daran, ihre Hausmacht in Italien und anderwärts zu vergrößern, als die Ansprüche der deutschen Nation auf längst verlorene und vergessene Länder zu unterstützen. Preußen endlich war zu schwach, um seinen Willen gegen eine so mächtige Opposition durchsetzen zu können.

Auch wurde von vielen Seiten darauf hingewiesen, daß man es jetzt nicht mehr mit dem Napoleonischen, sondern mit dem Bourbonischen Frankreich, also mit einem befreundeten Lande zu thun habe. „Man könne den neuen König Ludwig XVIII. nicht für die Sünden seines Feindes züchtigen!“ Die Verbündeten hätten ja selbst beim Eindringen in das Land erklärt, „daß sie nicht gegen die französische Nation, sondern nur gegen den einen Mann Napoleon Krieg führten und daß Frankreich groß und mächtig bleiben solle.“ Jetzt könne man sein Wort nicht wieder zurücknehmen, um so weniger, da man durch ein solches Verfahren ganz Frankreich gegen sich aufbringen und den eben erst neu aufgerichteten Königsthron auf das äußerste gefährden würde. Denn die Franzosen würden einen König nicht lange dulden, der den Ruhm und die Größe des Landes preisgegeben hätte. Durch Milde und Großmuth würden die Verbündeten am sichersten Ruhe und Ordnung in Frankreich, wie in ganz Europa wieder herstellen und befestigen.

So kam denn Frankreich bei dem ersten Pariser Frieden besser weg, als die meisten nach so unermeßlichen Opfern von Seiten der Verbündeten erwartet hatten, und man kann sogar behaupten, „daß es mächtiger aus dem Kriege hervorging, als unser deutsches Vaterland, welches doch mit seinem Blute vorzugsweise die Siege der Verbündeten bezahlt hatte.“

Frankreich behielt die Grenzen von 1792, ja es wurde sogar

noch durch einige kleine Landstriche in Savoyen und am Oberrhein vergrößert; es brauchte keine Kriegscontribution zu zahlen, und die vielen Kunstschätze, die es seit einem halben Menschenalter in Paris aufgehäuft hatte, wurden ihm mit wenigen Ausnahmen gelassen. Indeß konnten die Preußen doch nicht umhin, wenigstens ihre Victoria wieder nach Berlin mitzunehmen. Als der König am 7. August seinen feierlichen Einzug in die preußische Hauptstadt hielt, fand er das prachtvolle eherne Viergespann der Siegesgöttin wieder auf der Höhe des Brandenburger Thores, von wo einst die Franzosen es geraubt hatten.

Wir kommen jetzt zu dem sogenannten „Wiener Congreß“, als dem diplomatischen Schlußakte des gewaltigen Krieges.

Um nämlich die europäischen Verhältnisse, welche unter der Napoleonischen Herrschaft vollständig aus ihren Fugen gekommen waren, und im Besonderen die inneren Verhältnisse Deutschlands, das die meisten Umwälzungen erfahren hatte, wieder zu ordnen und auf neuen, möglichst festen Grundlagen wieder aufzubauen, versammelten sich noch im Herbste dieses Jahres (1814) die Staatsmänner Europas in der östreichischen Hauptstadt.

Es war eine äußerst glänzende Versammlung von vielen hundert hohen Herren, Fürsten, Ministern, Diplomaten und Hofleuten, aber mit all ihrem Glanze haben sie wenig Segen gebracht. „Denn sie hatten Eins mitzubringen vergessen, ein Herz für die Bedürfnisse der Völker, deren Schicksale sie entscheiden wollten.“

In der ersten Zeit konnte von ernsten Staatsgeschäften nicht viel die Rede sein. Der östreichische Kaiser und sein allmächtiger Rathgeber, Fürst Metternich, hatten schon für andere, weniger beschwerliche Unterhaltung gesorgt. Eine Lustbarkeit drängte die an-

dere: am Tage gab es glänzende Wachparaden, Jagdparthien und Schlittenfahrten, Abends und Nachts Bälle, Maskeraden, Opern und Feuerwerke. Dreißig Millionen Thaler hatte der östreichische Kaiser hergegeben, um seine vornehmen Gäste standesgemäß unterhalten zu können.

Die Verständigen schüttelten bedenklich den Kopf und hatten an allen diesen Festlichkeiten wenig Freude. In der That stimmte dies Treiben schlecht genug zu den vorausgegangenen schrecklichen Ereignissen, zu den Trümmerhaufen der zerstörten Städte und Dörfer und zu den tausend und aber tausend Wunden, aus denen die Völker bluteten.

Von einer solchen Versammlung konnte man von Anfang an wenig Gutes erwarten. Da man die Revolution als die einzige Quelle alles Uebels betrachtete, so hielt man es für die Hauptaufgabe der versammelten Staatsmänner, „die Spuren der Revolution nach Kräften zu vertilgen und die mächtigsten Schutzwehren gegen die Wiederkehr ähnlicher Umwälzungen zu errichten.“ Die letzten zwanzig Jahre sollten, wo möglich, ganz aus dem Gedächtnisse der Völker verwischt werden. Wer daran erinnerte und auf die leichtfertige Betrachtungsweise der hochadeligen Mehrzahl nicht eingehen wollte, lief Gefahr, selbst unter die Zahl der „Revolutionäre“ geworfen und mit Hohn und Spott überschüttet zu werden.

Die meiste Sorge hatte man mit der Vertheilung von Land und Leuten. Jeder kleine Fürst, der durch die Umwälzungen der letzten Jahre um seine Besitzungen oder einen Theil derselben gekommen war, wollte vor allen Dingen in seine „angestammten und unveräußerlichen Rechte“ wieder eingesetzt sein. Alle alten Urkunden und Pergamente wurden wieder vorgesucht und geltend gemacht. Alle Ansprüche zu befriedigen, war aber selbst bei

dem besten Willen nicht möglich. „Man schnitt bald hier, bald da ein Stück Land ab und verfuhr bei der Vertheilung so, als ob gar keine Bewohner vorhanden wären, deren Wünsche und Bedürfnisse man dabei auch mit in Betracht zu ziehen hätte.“

Polen wurde fast ganz mit Rußland vereinigt; von dem Königreich Sachsen riß man die Hälfte ab und legte sie zu Preußen, dagegen mußte Preußen selbst auf einen Theil seiner früheren Besitzungen verzichten, und namentlich wurde es durch den Verlust von Ostfriesland, welches man dem Könige von Hannover gab, von der so wichtigen Verbindung mit der Nordsee ausgeschlossen. Auch wurde Preußen durch eine Reihe von kleineren Staaten, die mitten zwischen seine Besitzungen hineingeschoben wurden, in zwei ganz von einander getrennte Hälften zerspalten.

Von den früheren Verheißungen in Betreff „der Wiedergeburt des großen deutschen Vaterlandes“ war nicht mehr die Rede; sie waren längst ad acta gelegt. Oestreich, seit alten Zeiten die Feindin aller Neuerungen, suchte durch Unterstützung der Ansprüche der kleinen Fürsten eine kräftige Einigung Deutschlands zu verhindern und den mächtig emporstrebenden Volksgeist, den es mehr wie alles Andere fürchtete und haßte, von Neuem in Fesseln zu schlagen.

„Die einzelnen deutschen Staaten behielten ihre Unabhängigkeit;“ sie sollten „einen Bund von verschiedenen größeren und kleineren Staaten bilden, dessen gemeinsame Angelegenheiten durch den Bundestag verwaltet werden sollten.“ —

Mitten aber in die Verhandlungen und Festlichkeiten des Wiener Congresses fiel wie ein Donnerschlag die Schreckenskunde: „Napoleon hat Elba verlassen und ist bereits in Frankreich gelandet!“ Die Furcht vor dem gemeinsamen Feinde drängte schnell alles Andere in den Hintergrund. Man war fest entschlossen, mit

vereinter Kraft zuerst den verhaßten Revolutionskaiser wieder zu beseitigen, um dann die Verhandlungen in Ruhe weiter fortsetzen zu können. Die Achtserklärung gegen Napoleon wird sogleich erneuert, und schnell trifft man die nöthigen Anordnungen zum Wiederbeginn des blutigen Kampfes.

Fünfter Abschnitt.

Wiederbeginn des Kampfes im Jahre 1815. Die Schlachten bei Ligny und bei Bellalliance oder Waterloo. Napoleon als Gefangener von den Engländern nach St. Helena abgeführt. Der zweite Pariser Frieden.

Um die plötzliche Rückkehr Napoleons nach Frankreich erklärlich zu finden, müssen wir zuerst einen Blick auf die inneren Zustände dieses Landes nach der Wiedereinsetzung der Bourbonen werfen.

Auch in Frankreich waren mit dem alten Herrschergeschlecht zugleich die alten Vorurtheile und veralteten Rechtsanschauungen, die man für längst überwunden gehalten hatte, wieder zurückgekehrt. Alles was an die Revolution erinnerte war den Bourbonen ein Greuel, und wie man zur Zeit der französischen Republik nur den für einen guten Bürger hielt, der alle Erinnerungen an das Königthum verleugnete, so verlangte jetzt der gute Ton bei der herrschenden Parthei, daß man „einen entschiedenen Abscheu gegen das republikanische, wie gegen das kaiserliche Frankreich zur Schau trug.“ Nur so durfte man hoffen, bei dem neuen Regiment Gnade zu finden und für einen wahren Patrioten und Freund des Königs zu gelten. Man schwärmte wieder für die ruhmreichen Zeiten Lud-

wigs XIV., der als völlig unumschränkter Herrscher alle Staatsgewalten in seiner Person vereinigt und den weltbekannten Ausspruch gethan hatte: l'État c'est moi (der Staat bin ich).

Die Geschichte der letzten beiden Decennien sammt dem Napoleonischen Kaiserreiche war für die Bourbonen so gut wie gar nicht vorhanden. Deshalb datirte der König Ludwig XVIII. seine Verordnungen auch aus dem neunzehnten Jahre seiner Regierung, gleichsam als hätte in der Regentenreihe der Bourbonen in Frankreich gar keine Unterbrechung stattgefunden.

Der Adel und die Geistlichkeit, denen ebenfalls die Rückkehr der guten alten Zeiten sehr am Herzen lag, thaten das Ihrige, um den König, der Anfangs noch ziemlich mild oder wenigstens mit einer gewissen Vorsicht auftrat, durch „gleißnerische und scheinheilige Vorspiegelungen in seinen absolutistischen Gelüsten zu bestärken.“ Man wies hin auf all das Unglück, das in Folge der Revolution über das Land gekommen sei, und auf das traurige Ende aller derer, die den Sturz des Königthums verschuldet hätten. Kein Wunder, daß der eitle und beschränkte Monarch sich bethören ließ und seine Gesinnung immer offener und ungescheuter zur Geltung brachte. Die alten Napoleonischen Soldaten, der Stolz des französischen Volkes, wurden mit geflissentlicher Nichtachtung behandelt und gegen jüngere Kameraden, die noch nichts für das Vaterland gethan hatten, zurückgesetzt, der Adel bei Besetzung der Offizierstellen wieder bevorzugt. Die aus den deutschen Festungen zurückkehrenden, noch unbesiegten Soldaten fanden ein ganz anderes Frankreich wieder, als das, welches sie ein Jahr zuvor verlassen hatten. Die Anhänglichkeit an ihren angebetenen Kaiser wurde fast wie ein Verbrechen behandelt, und wie man das eherne Standbild Napoleons von seinem Ehrenplatze auf der Vendomesäule entfernt hatte, so

suchte man das Andenken an ihn auch aus den Herzen der Nation möglichst schnell und gründlich zu beseitigen.

Napoleon, der auch in seiner Verbannung in Elba die französischen Zustände nicht aus dem Auge verlor, war von Allem was vorging wohlunterrichtet, und auch die Uneinigkeit, die unter seinen Widersachern auf dem Wiener Congresse ausgebrochen war, hatte ihm kein Geheimniß bleiben können. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er wußte, daß die Mehrzahl der Franzosen ihren zurückkehrenden Kaiser mit Freuden aufnehmen werde. Aber wie sollte er nach Frankreich hinüberkommen, da seine Feinde ihn durch englische und französische Kriegsschiffe streng bewachen ließen? Auch diese Schwierigkeit wurde indeß mit Hilfe der Nacht glücklich überwunden, und nachdem der Kaiser sich am 28. Februar 1815 mit einem kleinen Häuflein von 700 tapferen und treuen Soldaten auf einem größeren und mehreren kleineren Fahrzeugen eingeschifft hatte, landete er am 1. März an der Südküste von Frankreich. Eine feurige Proclamation verkündet den Franzosen die Ankunft ihres Kaisers und fordert sie auf, sich um ihn zu schaaren, um der schmachvollen Herrschaft der Bourbonen ein schnelles Ende zu bereiten. Das Werk war bald vollbracht. Schon am 20. März wehte von dem Tuilerienschlosse zu Paris wieder die dreifarbige Fahne.

Der Marsch Napoleons glich einem Triumphzuge. Die Armee, die Ludwig XVIII. ihm entgegengesendet hatte, um ihn gefangen zu nehmen, war zum Kaiser übergegangen. Paris selbst schien Anfangs dem Könige treu bleiben zu wollen, allein je näher Napoleon herankam, desto mehr regten sich seine Anhänger. Wie sich allmählich die Stimmung änderte, sah man am deutlichsten an den Pariser Zeitungen. Bei der ersten Nachricht von des Kaisers Landung in Frankreich nannten die Journale ihn ein „Ungeheuer," einen „blutdürstigen Tiger;" bald war er nur noch ein „unbesonnener Aben-

teurer," dann hieß er einfach „Bonaparte," endlich „Napoleon Bonaparte," und als er an der Spitze seiner siegreichen Schaaren seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten hatte, war er wieder „der ruhmgekrönte Kaiser Napoleon Bonaparte."

Sobald Napoleon sich in Frankreich festgesetzt hatte, war seine erste Sorge, die übrigen europäischen Kabinette und im Besonderen die Häupter der Alliirten in Betreff seiner Absichten zu beruhigen und ihnen das widererstandene Kaiserthum als ein „Reich des Friedens" und des Wetteifers in friedlichen Künsten darzustellen. „Die Herstellung des Kaiserthums," sagte er, „sei für die Wohlfahrt Frankreichs nothwendig gewesen; sie solle fortan auch die sicherste Bürgschaft für den Frieden und die Ruhe Europas sein. Kriege zwischen europäischen Völkern seien Kriege zwischen den Gliedern einer Familie. Den Herrschern eröffne sich jetzt eine schönere Bahn als das Trachten nach Kriegsruhm und blutigen Lorbeern; er selbst sei der Erste, in diese Bahn hinabzusteigen zum heiligen Wettkampfe für die Glückseligkeit der Völker."

Die Verbündeten sahen in solchen Betheuerungen und Versprechungen nichts als schöne Worte, die nur darauf berechnet seien, Zeit zu gewinnen und sie selbst zu überlisten. Sie hatten ohnehin schon am 13. März sich einstimmig für den Wiederbeginn des Kampfes entschieden und ihre Achtserklärung gegen den Kaiser erneuert: „Durch seine Entweichung von Elba und seinen Einfall in Frankreich habe Napoleon sich jedes gesetzlichen Schutzes beraubt und im Angesichte der Welt es offen ausgesprochen, daß mit ihm weder Frieden noch Waffenstillstand bestehen könne. Er werde daher als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben, zu deren Vollziehung die verbündeten Mächte dem Könige von Frankreich mit vereinten Kräften den nöthigen Beistand leisten würden." —

Völlig vernichtet aber wurde die Hoffnung auf eine friedliche Verständigung zwischen Napoleon und den Verbündeten durch das voreilige Losschlagen des Königs Mürat von Neapel. Dieser Fürst glaubte seine frühere Treulosigkeit gegen seinen kaiserlichen Schwager jetzt durch doppelten Eifer für seine Sache wieder gut machen zu müssen: er rief in einer Proclamation alle Völker Italiens zum Befreiungskampfe gegen ihre Unterdrücker, die Oestreicher, auf, wurde aber im Anfange des Mai in einer zweitägigen blutigen Schlacht von den Oestreichern besiegt und verlor sein Königreich Neapel, welches ebenfalls dem früheren Herrschergeschlecht der Bourbonen zurückgegeben ward. —

Einige Wochen später, gegen die Mitte des Juni, näherten sich die französischen Armeen von der Aisne her mit aller Macht der belgischen Grenze bei Namür und Charleroi.

Da Napoleon sah, daß es keine andere Entscheidung gab als die durch das Schwert, so war er entschlossen, den Angriff der Verbündeten nicht in Frankreich abzuwarten, sondern selbst den Kampf zu beginnen. Seine Armee war vom besten Geiste beseelt und dürstete nach Rache für die Niederlagen des vorigen Jahres, die nur ein kleiner Theil von ihnen mit erlebt hatte. Der größere Theil bestand aus alten gedienten Kriegern, die aus den deutschen Festungen und aus der Gefangenschaft eben erst in die Heimath zurückgekehrt waren. Sie sahen in ihrem Kaiser noch immer den „Unüberwindlichen,“ dem sie mit blindem Vertrauen folgen konnten. Auch Napoleon schien seine frühere Entschlossenheit und Kraft wiedergefunden zu haben, und wenn ihm auch die innere Siegesgewißheit fehlte, die sonst aus seinen Augen leuchtete, so war sein Herz dafür angefüllt mit dem furchtbaren „Muthe der Verzweiflung und dem Gefühl der eisernen Nothwendigkeit, die ihm keine andere Wahl ließ als Sieg oder Untergang.“

Am 14. Juni überschreiten die französischen Heeresmassen die belgische Grenze zwischen Maubeuge und Charlemont, und am darauf folgenden Tage wird die preußische Avantgarde bei Charleroi an der Sambre zurückgeworfen.

Die Verbündeten, welche zur Deckung der Niederlande in diesen Gegenden aufgestellt waren, wurden von Napoleon völlig unvorbereitet überrascht. An Zahl waren sie den Franzosen mehr als gewachsen, da sie über zweimalhunderttausend Mann, Napoleon aber nur über einhundert und dreißigtausend zu verfügen hatte, allein ihre Stellung war eine sehr ungünstige. Denn die einzelnen Heerestheile waren durch so weite Zwischenräume getrennt, daß sie im Falle eines Angriffes einander nicht unterstützen konnten.

Dem Feinde zunächst stand Blücher, weiter zurück gegen Brüssel hin lagerte der Herzog Wellington mit einer Armee von Engländern, Niederländern und Deutschen.

Auf diese „zerstreute Stellung der Verbündeten“ hatte Napoleon seinen Angriffsplan gegründet. Der erste furchtbare Stoß war dem Feldmarschall Blücher zugedacht. Während der Kaiser mit diesem blutige Abrechnung hielt, sollte Ney mit 40,000 Mann den Herzog Wellington angreifen und ihn nach Kräften beschäftigen, damit er nicht im Stande sei, den Preußen zu helfen und durch seine Einmischung dem Kaiser sein Spiel mit Blücher zu verderben.

Am 16. Juni Nachmittags drei Uhr eröffnete Napoleon bei Ligny und St. Amand, einige Meilen nördlich von der Sambre, den Kampf gegen die Preußen. Es war einer der heißesten und blutigsten des ganzen Krieges. Die Franzosen wie die Preußen stritten mit beispielloser Erbitterung und Tapferkeit. Die Schrecken des Kampfes wurden bald noch vermehrt durch ein schreckliches Ungewitter, welches sich gegen Abend über dem Schlachtfelde entlud und seine Donner mit dem Donner der Schlacht vermischte. Schon

war die Dunkelheit der Nacht im Anzuge, als endlich durch einen unwiderstehlichen Angriff der französischen Garde und der schweren Reiterei die preußische Schlachtlinie durchbrochen wurde.

Blücher selbst kam bei dieser Gelegenheit in große Gefahr. Seine Rettung hatte er nur einem glücklichen Ungefähr und der Kaltblütigkeit seines Adjutanten, des Grafen Nostitz, zu verdanken.

Als nämlich der alte Feldmarschall sah, wie die preußische Reiterei durch den Ungestüm des feindlichen Angriffes geworfen wurde, eilte er mit seinem Adjutanten den Zurückweichenden entgegen, stellte sich an ihre Spitze und führte sie von Neuem gegen den Feind. Die französischen Kürassiere erwarteten in dichtgeschlossenen Gliedern und mit gespannten Karabinern das Anrücken der Preußen. Als dieselben bis auf dreißig Schritt herangekommen waren, wurden sie mit einer tödtlichen Salve begrüßt, und gleich darauf sprengten die schweren Eisenreiter mit geschwungenen Schwertern gegen sie heran. Da war kein Halten mehr. Auch Blücher wird von den Fliehenden mit fortgerissen. Sein Roß war verwundet und setzt in wilden Sprüngen querfeldein, bis es schäumend und schnaubend unter seinem Reiter zusammenbricht. „Nostitz, nun bin ich verloren!“ ruft Blücher seinem Adjutanten zu, indem er vergeblich versucht, sich unter dem todten Pferde hervorzuarbeiten, dessen ganze Last auf einen seiner Schenkel gefallen ist. Nostitz ist sogleich vom Pferde gesprungen und stellt sich mit dem Degen in der einen und dem gespannten Pistol in der andern Hand als treuer Wächter vor seinen greisen Feldherrn. In demselben Augenblicke jagen auch schon die feindlichen Harnischreiter mit donnerndem Hufschlag und hochgeschwungenen Schwertern hart an ihnen vorüber. Keiner scheint den alten Feldmarschall und seinen Begleiter zu bemerken. Die Augen sind nur auf den fliehenden Feind gerichtet und haben wenig Acht auf das was zur Seite vorgeht. Die Beute konnte ihnen ja

ohnehin auf dem Rückwege nicht entrinnen. Indeß wandte sich das Kriegsglück noch einmal zu Gunsten der Preußen. Die französischen Kürassiere werden geworfen, und zum zweiten Mal stürmen sie dicht an Blücher vorüber, für den jetzt aber auch die Rettung herannaht. Denn hinter den Franzosen jagen preußische Uhlanen heran, welche von Nostitz um Hilfe angerufen werden. Schnell wird Blücher unter der todten Last hervorgezogen und auf das Pferd eines Uhlanen-Unteroffiziers gesetzt. Kaum ist dies geschehen, als auch schon wieder die feindliche Reiterei mit verstärkter Macht zurückkehrt und die von Neuem geworfenen Preußen in wilder Flucht vor sich hertreibt. Blücher aber war für dies Mal gerettet.

Mit Schrecken dachte der alte Feldmarschall späterhin noch oft an jenen furchtbaren Augenblick zurück, wo Leben und Freiheit nur an einem Haar gehangen hatten. Wäre er gefangen worden, so würde er schwerlich der Schmach entgangen sein, im Triumph durch die Straßen von Paris geführt zu werden. Dieser Gedanke war für Blücher schlimmer als der Tod. „Nostitz," sagte er, „da hätten Sie mir doch wohl eher das Leben genommen als mich solcher Schmach preisgegeben! Sagen Sie selbst: Ehe mich die Franzosen fortgeschleppt hätten, was hätten Sie gethan?" — „Was ich gethan hätte," erwiderte Nostitz, „das weiß ich nicht; aber ich weiß, was ich in solchem Falle hätte thun sollen." —

In Folge der Durchbrechung ihres Centrums ging die Schlacht bei Ligny für die Preußen verloren. Sie mußten sich nach einem Verluste von 10,000 Mann und 21 Kanonen zurückziehen; doch war ihr Muth keineswegs gebrochen. „Wir haben Schläge gekriegt, wir müssen es wieder ausbessern, ehe es wehe thut," sagte Blücher auf dem Rückzuge zu Gneisenau, und in der That sollte diese Ausbesserung schon in den nächsten Tagen erfolgen, und zwar in so glänzender Weise, wie Blücher es wohl selbst nicht ahnen konnte.

Während dessen hatte zwei Meilen nordwestlich von Ligny ein nicht weniger hitziges Gefecht zwischen dem Marschall Ney und einem Theile des deutsch-englischen Heeres stattgefunden. Der Zusammenstoß erfolgte bei dem einsam auf einer Hochebene gelegenen Meierhofe von Quatrebras, an der Straße von Charleroi nach Brüssel. In diesem Gefechte verlor der Herzog Wilhelm von Braunschweig, derselbe, der schon im Jahre 1809 so tapfer gegen die Franzosen gefochten hatte, durch eine feindliche Flintenkugel sein Leben. Als ihn die Seinen schwergetroffen vom Pferde sinken sahen, trugen sie ihn auf ihren Gewehren aus dem Kampfgetümmel, legten ihn auf eine wollene Decke und suchten ärztliche Hilfe herbeizuschaffen. Allein die verfolgenden Franzosen waren eher da als der Arzt, und man mußte von Neuem mit dem Verwundeten flüchten. Man brachte ihn in eine Bauernhütte, wo er verschied.

Ney hatte bei Quatrebras seinen Zweck nur unvollkommen erreicht und zog sich am Abend in dieselbe Stellung zurück, die er am Morgen des Schlachttages eingenommen hatte.

Auch der Herzog Wellington hielt es für nöthig, seine Streitkräfte mehr nördlich gegen Brüssel hin zu concentriren. Er wählte dazu die Höhen von Mont Saint Jean zwischen dem Dorfe Waterloo und der Meierei von Bell-Alliance, vier Meilen südlich von der eben genannten Hauptstadt des Landes. Wellington hatte etwa 70,000 Mann beisammen; ein Drittel darunter waren Briten, die übrigen Deutsche und Niederländer.

Als der englische Feldherr sah, daß Napoleon gegen ihn selbst herangezogen kam, sandte er eiligst Boten an Blücher mit der dringenden Bitte, zwei Armeecorps eiligst zu seiner Unterstützung nach Waterloo aufbrechen zu lassen. Blücher antwortete, „nicht mit zwei

Armeecorps, sondern mit seiner ganzen Armee werde er dem Herzoge zu Hilfe kommen."

Die Schlacht bei Waterloo oder Bell-Alliance, zu der wir jetzt kommen, bildet den würdigen Schluß des großen Riesenkampfes, durch den die Herrschaft Napoleons gestürzt ward. In Hinsicht auf die Großartigkeit und Vollständigkeit des Erfolges ist diese Schlacht ohne Zweifel selbst über die Völkerschlacht bei Leipzig zu stellen, mit der sie freilich in Betreff der Größe der kämpfenden Heeresmassen sich nicht vergleichen läßt.

Wohl selten ist ein Feldherr so jäh von dem Gipfel der Hoffnung in den Abgrund einer rettungslosen Verzweiflung hinabgestürzt worden wie Napoleon an dem Tage von Waterloo! Der Feldzug hatte für ihn so glücklich begonnen und Alles war bisher nach Wunsch gegangen. Blücher war durch einen einzigen Streich niedergeschmettert, und Wellington konnte dem gleichen Schicksale schwerlich entrinnen. Denn die Franzosen waren ihm an Zahl überlegen und hatten es wiederum nur mit ihm allein zu thun. Von einer Einmischung Blüchers konnte, wie es schien, kaum die Rede sein, da seine ganze Armee sich auf der Flucht befand und der Kaiser überdies ihm ein Armeecorps unter dem Marschall Grouchy zur Verfolgung nachgeschickt hatte. Blücher hatte nach Napoleons Berechnung selbst im günstigsten Falle wenigstens einige Wochen nöthig, ehe er wieder schlagfertig auf den Kampfplatz treten konnte, und dann mußte der Kaiser auch mit den Engländern längst fertig sein. In dieser Berechnung aber hatte sich Napoleon, wie wir sehen werden, vollständig getäuscht.

Blücher war nichts weniger als entmuthigt oder unfähig zum Kampfe. Das zeigte schon der Armeebefehl, den er am Tage nach der Schlacht an seine Soldaten erließ. „Ich werde euch," sagte er

darin, „wieder vorwärts gegen den Feind führen; wir werden ihn schlagen, denn wir müssen!“

Die starken Quetschungen, welche der Sturz mit dem Pferde ihm zugezogen hatte und welche ihm heftige Schmerzen verursachten, vermochten ebenfalls nicht, seine gute Laune zu trüben. Als sein Leibarzt kam, um ihm die Seite mit Spiritus einzureiben, wies ihn Blücher ab mit den Worten: „Ach was — auswendig hilft das wenig; ich will dem Dinge besser beikommen!“ Man mußte ihm eine Flasche Wein bringen, aus der er sich fleißig einschenken ließ. Am andern Morgen waren die Schmerzen noch heftiger geworden, und der Arzt wollte nun durchaus sich nicht mehr abweisen lassen, allein Blücher meinte: „Wozu erst noch schmieren? Ob ich heut balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, wird wohl auf Eins herauskommen; geht es aber heute gut, so wollen wir uns bald alle in Paris waschen und baden.“

Es war dies nämlich am Morgen des 18. Juni, dem Schlachttage von Bell-Alliance. Gegen Mittag vernahm man schon das dumpfe Rollen des Kanonendonners, das den Beginn des Kampfes verkündete. Aber die Preußen hatten noch einen weiten Weg vor sich, und es schien fast unmöglich das Schlachtfeld noch heut zu erreichen. Der in Strömen herabgießende Regen hatte den Boden aufgeweicht, so daß Menschen und Pferde fast stecken blieben und die Kanonen bis an die Achsen im Schlamme versanken. Wellington aber trieb durch Stafetten auf Stafetten zu immer größerer Eile. Die Soldaten mußten fast erliegen unter den furchtbaren Anstrengungen. Blücher sprengte von Zug zu Zug und rief den Verzagenden sein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ zu. Doch menschliche Kraft hat ihre Grenzen, und die Soldaten erklärten zuletzt, es ginge nicht mehr. Blücher aber erwiderte: „Kinder, wir müssen vorwärts. Es heißt wohl: Es geht nicht, aber es muß gehen!

Ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Hört ihr wohl: ich habe es versprochen. Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll!" So wurde das Unmögliche möglich gemacht.

Es war aber auch die höchste Zeit, daß die Preußen kamen. Von Stunde zu Stunde war die Bedrängniß Wellingtons gestiegen. Zwar hatte seine Armee eine sehr vortheilhafte Stellung auf einem niedrigen Höhenzuge eingenommen, und seine Engländer und Schotten, Deutsche und Niederländer wetteiferten mit einander im Kampfe, allein sie hatten es doch nicht hindern können, daß die Franzosen siegreich vorgedrungen waren. Schon standen sie unmittelbar unter den Höhen, und ihr zahlreiches Geschütz richtete unter Wellingtons dichtgedrängten Massen furchtbare Verheerungen an. Die Engländer verlangten zum Sturm hinabgeführt werden. „Laß uns auf sie!" riefen sie dem Herzoge zu. Wellington aber erwiderte: „Noch nicht, meine Braven! Was würde man in England sagen, wenn wir geschlagen würden! Aber," setzte er hinzu, „bald sollt ihr auf sie!"

Vor Blüchers Ankunft aus der Vertheidigung in den Angriff überzugehen, hielt der bedächtige Feldherr für allzugefährlich. Mit der Uhr in der Hand zählte er die Minuten. Columbus konnte nicht sehnsüchtiger nach der rettenden Küste ausgeschaut haben als Wellington nach den Preußen. Die Entscheidung läßt sich unmöglich länger hinhalten. „Ich wünschte, es wäre erst Nacht oder die Preußen kämen!" sagt Wellington, während eine trübe Ahnung seine Seele beschleicht.

Da bemerkt man plötzlich hinter dem rechten Flügel der Franzosen in weiter Ferne dunkle Massen, in denen man bald anrückende Heeresabtheilungen erkennt. Auch dem Kaiser waren sie nicht entgangen, allein er hielt sie anfänglich für die Colonnen seines eigenen Marschalls Grouchy, dem er die Verfolgung Blüchers übertragen

hatte. Sobald er seinen verderblichen Irrthum gewahr ward, warf er mit schneller Geistesgegenwart 10,000 Mann den Preußen entgegen und sammelte seine ganze übrige Kraft zu einem furchtbaren Sturme gegen die feindlichen Höhen.

Schrecklicher als zuvor entbrennt jetzt von Neuem der Kampf. Die französischen Garden, die der Kaiser für die letzte Entscheidung aufgespart hat, rücken festen Schrittes gegen die brittischen Vierecke an. „Da hieß es denn feststehen und nicht wanken!“ Es galt ja nur noch eine kurze Zeit aushalten, da die Rettung so nahe war.

Schon sandte das preußische Geschütz von den gegenüberliegenden Höhen seine donnernden Grüße herüber, und staffelförmig stiegen die preußischen Brigaden in einem weiten Bogen von den Hügeln in die Ebene herab.

Da war auch Wellingtons Heer nicht länger zu halten. Schnell entrollten sich die geschlossenen Vierecke zu furchtbaren Linien, die mit Trommelwirbel und schmetternden Hörnern dem überraschten Feinde entgegenstürmen.

Das Stündlein der Franzosen ist gekommen! Von drei Seiten zugleich mit Uebermacht angegriffen und durch den langen Streit auf das äußerste erschöpft, fangen sie an zu wanken, dann zu fliehen. Vergeblich sucht der Kaiser die Ordnung wieder herzustellen. Er selbst und seine Garden, die ihn in ihre Mitte nehmen, werden von den Fliehenden mit fortgerissen. Bald ist das ganze französische Heer in eine verworrene Masse aufgelöst.

Bei dem Meierhofe Bell-Alliance (d. h. der schöne Bund), dessen rothe Ziegeldächer die Preußen und die Engländer beim Vorrücken zum Zielpunkt genommen hatten, treffen die siegreichen Feldherrn zusammen und beglückwünschen einander durch herzlichen Händedruck.

Von Rast und Ruh aber war bei Blücher keine Rede, und

als Wellington scherzend die etwas ruhmredig klingende Bemerkung macht, „er werde heut in des Kaisers gestrigem Nachtquartier schlafen,“ erwidert der alte Feldmarschall: „Und ich werde ihn noch diese Nacht aus dem heutigen vertreiben!“ —

Die Preußen nämlich übernahmen ganz allein „die Verfolgung des fliehenden Feindes.“ Der letzte Hauch von Mann und Roß wurde darangesetzt, um die Vernichtung desselben zu vollenden. Die mondhelle Nacht kam den Verfolgern trefflich zu statten. Von Meierhof zu Meierhof, von Dorf zu Dorf jagte man ohn' Unterlaß die erschreckten Schaaren vor sich her. Nirgends ließ man ihnen Zeit, sich zu sammeln oder von Neuem festzusetzen. Napoleon selbst entging nur dadurch der Gefangenschaft, daß er aus seinem Wagen sprang und zu Pferde weiter jagte.

In dem kaiserlichen Wagen, den die Preußen erbeuteten, fand man des Kaisers Mantel, seinen Degen und den weltberühmten kleinen Hut, sowie viele Orden, Juwelen und andere Kostbarkeiten. Hut, Degen und Ordenszeichen übersandte Blücher als Siegestrophäen seinem Könige, während er den Wagen mit dem Mantel und dem Fernglase des Kaisers für sich behielt.

Die Morgensonne des folgenden Tages (des 19. Juni) fand nur noch die Trümmer einer großen Armee. Fast das ganze feindliche Heergeräth, darunter 350 Kanonen, war in die Hände der Preußen gefallen.

„Ich denke, die Bonapartische Geschichte ist nun vorbei!“ schrieb Blücher gleich nach der Schlacht an den General Knesebeck; an seine tapferen Soldaten aber erließ er einen Siegesbericht, worin er ihnen seinen Dank ausspricht für ihre vortreffliche Haltung, die es möglich gemacht habe, achtundvierzig Stunden nach einer erlittenen Niederlage einen so glänzenden Sieg zu erfechten. „Empfangt dafür,“ sagt er, „meinen Dank, ihr unübertrefflichen Sol-

daten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten! Ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es eine Geschichte giebt, wird sie euer gedenken! Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und des Landes! Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen!" —

Wenige Wochen nach der Schlacht bei Waterloo ergab sich Napoleon bei Rochefort den Engländern, die, wie er hoffte, ihn in seinem Unglück großmüthiger als seine übrigen Gegner behandeln würden. Darum stellte er sich unter den brittischen Schutz und verlangte nach England gebracht zu werden, wo er als Privatmann seine Tage in Ruhe beschließen wolle. Seine Bitte fand kein Gehör; man führte ihn zu Schiffe weit fort von Europa nach einer einsamen Felsinsel, St. Helena, wo er sechs Jahre später (den 5. Mai 1821) starb. —

Noch ehe Napoleon Frankreich verließ, hatte die Hauptstadt Paris den Siegern zum zweiten Male ihre Thore öffnen müssen, und an demselben Tage, wo der flüchtige Kaiser das englische Kriegsschiff betrat, hielt König Ludwig XVIII. unter dem Schutze der fremden Bajonette seinen zweiten Einzug in Paris, das die Verbündeten dies Mal härter als im vorigen Jahre zu züchtigen beschlossen. Blücher namentlich that Alles, um die Stadt tief zu demüthigen. In seinem Zorn wollte er sogar die prachtvolle „Brücke von Jena" als ein Denkmal der preußischen Schmach ohne Weiteres sprengen lassen, doch wurde eine solche Barbarei durch die Monarchen selbst vereitelt.

Am 20. November 1815 ward der zweite Pariser Friede abgeschlossen. Frankreich wurde auf die Grenzen von 1790 beschränkt, trat die Städte Saarbrück und Saarlouis an Preußen, Landau an Baiern und einige andere Städte an die Niederlande

ab und verpflichtete sich, 700 Mill. Franken Kriegskosten zu bezahlen. Zur Sicherstellung der Ruhe blieb eine Armee von 150,000 M. verbündeter Truppen unter dem Herzog von Wellington im Lande zurück; sie mußten von dem französischen Volke unterhalten und besoldet werden.

So sind wir denn am Ende der gewaltigen Kämpfe angelangt, durch welche die Herrschaft des Kaisers Napoleon — in unserem Vaterlande nicht nur, sondern auch in Frankreich gestürzt ward. Wir pflegen diese Kämpfe, die blutigsten der neueren Zeit, unter dem gemeinsamen Namen „der Freiheitskriege" zusammenzufassen. Streng genommen, paßt dieser Name freilich eigentlich nur auf die Kämpfe des ersten Jahres (1813). Den Abschluß des eigentlichen Befreiungskrieges in Deuschland bildet „die Völkerschlacht bei Leipz'g", durch welche die fremden Fesseln der Hauptsache nach gebrochen wurden.

Die Kämpfe des Jahres 1813 nehmen deshalb auch vorzugsweise unsre Theilnahme in Anspruch. Sie sind der Glanzpunkt des ganzen Krieges; ihr Gedächtniß ist am tiefsten eingedrungen in die Herzen des Volkes und wird ewig darin leben. Die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz, an der Katzbach und bei Leipzig nebst allen den kleineren Gefechten aus dieser Zeit werden, so lange die deutsche Zunge klingt, durch Lieder und Gesänge gefeiert werden, und die Begeisterung, welche damals die ganze Nation ergriffen hatte, wird noch nach Jahrhunderten unsere Enkel zu edler Vaterlandsliebe entflammen! —

Am schönsten und reinsten spiegelt sich der Charakter dieser ersten Kämpfe ab in den Dichtungen von Theodor Körner, welche die glühendste Begeisterung für die Freiheit mit der innig-

sten Vaterlandsliebe und einem tiefen, kindlichen Gottvertrauen vereinigen: vgl. unten im poetischen Anhange Nr. 2. bis Nr. 6.

Mit Recht konnte Körner, im Hinblick auf das Jahr 1813, singen:

> Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
> Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
> Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
> Hat der Tyrann aus Deiner Brust gerissen;
> Errette sie mit Deiner Freiheit Sieg! ꝛc. ꝛc.

Es war der Todeskampf eines geknechteten Volkes gegen seine tyrannischen Bedränger. Darum ist es auch in der Ordnung, wenn das ganze Volk zu diesem Kampfe aufgerufen wird:

> Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
> Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
> Verlasse Deine Höfe, Deine Hallen!
> Vor dessen Antlitz Deine Fahnen wallen,
> Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn!

„Ein ganzes Volk in Waffenrüstung!" So war es in der That 1813 in unserem preußischen Vaterlande! Es sind nicht mehr, wie früher, Söldnerheere, an deren Spitze die preußischen Generale in den Streit ziehen, es ist „der ganze waffenfähige Theil der Nation", der zum Schwerte greift, um den Feind aus den Grenzen des Landes zu vertreiben! Auch die, welche das Schwert selbst nicht führen können, nehmen durch Bewaffnung, Unterstützung und Verpflegung ihrer kämpfenden Brüder den thätigsten und ruhmvollsten Antheil am Kampfe! —

Indeß nicht überall bei den Verbündeten herrschte derselbe Geist wie in Preußen. Bei den Russen und Oestreichern handelte es sich schon im Jahre 1813 nicht mehr um die Befreiung des Vaterlandes, sondern um den Sturz des französischen Kaisers. Daher wurde von ihnen der Krieg auch von

Anfang an in einem ganz anderen Sinne geführt als in Preußen. Von einer Volkserhebung wollten die östreichischen Staatsmänner nicht viel wissen, und was in Preußen vorging, wurde von ihnen mit mißtrauischen, wenn nicht mit feindseligen Blicken beobachtet. Man war bemüht, das preußische Feuer allmählich zu dämpfen und den Einfluß Preußens auf die Leitung des Krieges zu vermindern. Damit nahm denn der Kampf selbst nach und nach einen anderen Charakter an, und als nach vielen blutigen Schlachten die Armeen der Verbündeten endlich siegreich in die feindliche Hauptstadt einzogen, hatte man das ursprüngliche Ziel des Krieges beinahe vollständig aus den Augen verloren! —

Ein halbes Jahrhundert ist seit den Freiheitskriegen an uns vorübergegangen; ein neues Geschlecht ist seitdem herangewachsen, welches mit Stolz und Bewunderung die Thaten der Väter feiert! Nicht alle Hoffnungen, mit denen unsre Väter vor fünfzig Jahren in den Kampf zogen, sind in Erfüllung gegangen; das darf und kann uns aber nicht irre machen. Alles Gute reifet langsam heran, und die edelsten Früchte bedürfen der längsten und sorgsamsten Pflege! Geduld, Ausdauer und Gottvertrauen sind ja ein altes Erbtheil des deutschen Volkes; mit ihnen gerüstet, hat es schon manche harte Prüfung, der jedes andere Volk unterlegen wäre, siegreich überwunden, und „mit solchen Waffen angethan" wird es auch einer dunklen Zukunft muthig und unverzagt entgegen gehen! Sollte das Vaterland wiederum zu den Waffen rufen, so werden die Söhne sich der großen Thaten ihrer Väter nicht unwürdig zeigen!

Gott schütze das preußische, Gott schütze das deutsche Vaterland!

Poetischer Anhang

zur

Geschichte der Freiheitskriege.

Poetischer Anhang

zur

Geschichte der Freiheitskriege.

1.

Des Deutschen Vaterland.

(E. M. Arndt.)

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland? ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt,
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westphalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!

Ist's Land der Schweizer? ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl!
  Doch nein, nein, nein!
  Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß ist es das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
  O nein, nein, nein!
  Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's, was der Fürsten Trug zerklaubt,
Vom Kaiser und vom Reich geraubt?
  O nein, nein, nein!
  Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land! —
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt!
  Das soll es sein,
  Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland:
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
  Das soll es sein,
  Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland:
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund!
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott, vom Himmel sieh' darein!
Und gieb uns echten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

2.

Aufruf.

(Th. Körner.)

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen;
Die Saat ist reif, ihr Schnitter zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gasse! Wasch die Erde,
Dein deutsches Land mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heilger Krieg!

Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
  Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: Erwache!
  Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut;
Die Schande deiner Töchter ruft um Rache,
  Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut!

  Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
  Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen! —
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
  Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn!
Denn einen großen Altar sollst du bauen
  In seiner Freiheit ew'gem Morgenroth;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
  Der Tempel gründe sich auf Heldentod. —

  Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
  Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
  Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
  Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euren herzlichen Gebeten
  Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit!

  So betet, daß die alte Kraft erwache,
  Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heilgen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,

Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten,
Geist unsres Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

3.

Bundeslied vor der Schlacht.

(Th. Körner.)

Ahnungsgrauend, todesmuthig
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne, kalt und blutig,
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn!
In der nächsten Stunden Schooße
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Loose,
Und der eh'rne Würfel fällt.
Brüder, euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernst zu dem heiligsten Bunde,
Treu so zum Tod' als zum Leben gesellt!

Hinter uns im Graun der Nächte
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein,
Unsre Ehre ist verpfändet,
Deutsche Brüder, löst sie ein!
Brüder, die Rache flammt, reicht euch die Hände,
Daß sich der Fluch der Himmlischen wende!
Löst das verlorne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit!
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück!
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen;
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück!

Nun, mit Gott, wir wollen's wagen,
Fest vereint dem Schicksal stehn,
Unser Herz zum Altar tragen
Und dem Tod' entgegen gehn!
Vaterland, dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut!
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit!

Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen!
Vaterland, höre den heiligen Eid!

Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blüthenglücke,
Das der gift'ge Süden brach.
Wird euch auch das Auge trüber —
Keine Thräne bringt euch Spott!
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befehlt sie eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste und schütze sie, ewiger Gott!

Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Alles Ird'sche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf.
Faßt euch an, ihr deutschen Brüder!
Jede Nerve sei ein Held!
Treue Herzen sehn sich wieder:
Lebe wohl für diese Welt!
Hört ihr's? Schon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder, hinein in den blitzenden Regen!
Wiedersehn in der besseren Welt!

4.

Lützow's wilde Jagd.

(Th. Körner.)

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd!

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd!

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte,
Da naht es schnell wie Gewitterschein
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd!

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd!

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen fragt,
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd!

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen! —
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!
Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

5.

Gebet während der Schlacht.

(Th. Körner.)

Vater, ich rufe Dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze!
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze!
Lenker der Schlachten, ich rufe Dich!
Vater, Du führe mich!

Vater, Du führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode;
Herr, ich erkenne Deine Gebote;
Herr, wie Du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne Dich!

Gott, ich erkenne Dich —
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als in dem Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich Dich!
Vater, Du segne mich!

Vater, Du segne mich!
In Deine Hand befehl' ich mein Leben:
Du kannst es nehmen, Du hast es gegeben!
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise Dich!

Vater, ich preise Dich!
Es ist ja kein Kampf für die Güter der Erde —
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte.
Drum fallend und siegend preis' ich Dich!
Gott, Dir ergeb' ich mich!

Gott, Dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen,
Dir, mein Gott, Dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe Dich!

6.

Abschied vom Leben.

(Th. Körner.)

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben!
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie Du willst! Dir hab' ich mich ergeben!

Viel gold'ne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage!
Muth, Muth! Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen!
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen!

7.

Körner's Geist.

(Fr. Rückert.)

Bedeckt mit Moos und Schorfe,
Ein Eichbaum, hoch und stark,
Steht bei Wöbblin, dem Dorfe,
In Mecklenburger Mark.

Darunter ist von Steine
Ein neues Grab gemacht,
D'raus steigt im Mondenscheine
Ein Geist um Mitternacht.

Er richtet auf die Rinden
Des Baums den Blick und liest
Den Namen, der zu finden
Dort eingegraben ist.

Dann sucht er mit den Händen
Ein Schwert, das liegt am Ort,
Und gürtet um die Lenden
Sich dieses Schwert sofort;

Langt dann nach einer Leier,
Nimmt sie vom Ast herab
Und setzt in stiller Feier
Sich singend auf sein Grab.

„Ich war im Jugendbrause
Ein rascher Reitersmann,
Bis hier im dunklen Hause
Ich Ruh und Rast gewann.

Ich war ein freier Jäger
In Lützow's wilder Schaar
Und auch ein Zitherschläger;
Mein Schwertlied klang so klar.

Nun reiten die Genossen
Allein auf ihrer Fahrt,
Da ich vom Roß geschossen
Und hier begraben ward.

Ihr mögt nur weiter traben,
Bis daß ihr kommt an's Ziel;
Ihr habet mich begraben,
Wie es mir wohl gefiel:

Es sind die beiden Lieben,
Die mir im Leben werth,

Im Tode mir geblieben,
Die Leier und das Schwert.

Ich seh' auch meinen Namen,
Daß er unsterblich sei,
Geschnitten in den Rahmen
Der Eiche, schön und frei.

Es sind die schönsten Kränze
Gegeben meiner Gruft,
Die sich in jedem Lenze
Erneu'n mit frischem Duft.

Die Eich' ob meiner Scheitel,
Wie ist der Kranz so groß!
Mein Ringen war nicht eitel,
Ich ruh' in ihrem Schooß!

Man hat in Fürstengrüften
Bestatten mich gewollt;
Hier in den frischen Düften
Ihr ruh'n mich lassen sollt!

Hier sei noch oft mit Kräuseln
Der Eiche Laub bewegt,
Wenn in des Windes Säuseln
Mein Geist die Saiten schlägt."

8.

Preußische Heldenschau.

(A. Bercht.)

Wer könnte jedem der Helden alle,
Die, wie sich's gebührt,
Die Schaaren geführt,
Mit Jubelschalle
Deutschen Weines
Der kleinsten Gläser nur eines
Zu Ehren trinken?
Er würde, gebändigt vom Sohne des Rheines
Zu Boden sinken!
Denn welche reiche Saat der Ehren,
Seit bei Großbeeren
Sie ungern schluckten die großen Beeren;
Seit sie bei Nollendorf, bei Kulm
Vergaßen zu prahlen mit ihrem Ulm;
Seit an dem schönen Bach der Katzen
Der Leu sie packte mit grimmigen Tatzen,
Und seit bei Dennewitz
Zermalmend sie traf der rächende Blitz! —
Doch aus dem reichen Heldenchor
Drei Namen leuchten hoch empor,
Drei Heldennamen von echtem Klang,
Unsterblich zu preisen im Hochgesang.

Zuerst Herr Scharnhorst, der schweigende, weise,
Der Denker der Schlachten! Leise, leise
Hat er im engern und engeren Bogen
Die Zauberkreise
Um den Würger gezogen.
Doch als das Heer gerüstet stand
Am rechten Ort,
Auf Königs Wort,
Zu retten Ehr' und Vaterland,
Und als er d'rauf in der Lütz'ner Schlacht
Gar wacker sein großes Examen gemacht,
Da ging er gen Himmel, zu melden den Alten,
Daß die Jungen sich ehrlich gehalten
Und wieder verdienen zu heißen
Die alten Preußen!

Stolz brauset daher in blutigen Wettern,
Auf schnaubendem Rosse, den Feind zu zerschmettern,
Der Vorwärtstreiber, der alte Blücher,
Der Feind der Bücher,
Der Feind der Schreiber.
Und doch ist der Marschall auserlesen
Selber ein guter Schreiber gewesen;
Seine Schrift war deutlich und lesenswerth,
Seine Stahlfeder war das blanke Schwert,
Sein Schreibpapier waren alle Lande
Von Schlesien bis zum Seinestrande,
Seine Tinte gut
Roth Feindesblut;
Damit stellt er im Schlachtengraus
Urkunden aus,
Die nie verwesen,

Die noch in tausend Jahren zu lesen.
In heißem Zorne zuletzt
Hat der theure Held
Auf dem Montmartre ein Punktum gesetzt,
Wie's keins giebt in der ganzen Welt!

Als erobert die Ehrenbraut,
Legt er murrend sich auf die Bärenhaut;
Doch als der große Korse wieder
Reckte die eisernen Riesenglieder,
Auf springt vom Lager der alte Held
Und stürmt hinaus in das Schlachtenfeld;
Laut donnern und krachen die Todesgeschosse,
Hohl bebt die Erde vom Hufe der Rosse,
Wild über ihn geht der Reiter Bahn,
Der Held sieht ruhig sein Schicksal nah'n;
Und wie sein „Vorwärts" ihm klingt in's Ohr,
Das theure Wort,
Da rafft er sich herrlich wieder empor,
Der starke Hort,
Und mit freudig gerührtem Weinen
Begrüßen ihn wieder die Seinen. —

Es hatten die Preußen nicht lange geruht,
Von den Schwertern zu wischen des Feindes Blut;
Sie hatten geruht nicht lange,
Vom Blut zu rein'gen die Wange.
In der Nacht, da der strömende Regen floß,
Da rief er: „Ordnet die Schaaren!
Dragoner, Husaren,
Auf, zäumet das Roß!
Er kommt, von der Katzbach der Bundesgenoß!"

Bei Waterloo es donnert und blitzt,
Herr Wellington auf der Erde sitzt,
Und wie es näher und näher kracht,
Da spricht er: „Ich wollt' es wäre Nacht
Oder es käme, wie er's verheißen,
Herr Blücher mit seinen Preußen!"
Und er hat kaum das Wort gesprochen,
Da sind die Preußen hervorgebrochen,
Wettersausend.
Ob auch aus tausend
Glühenden Schlünden die ehernen Schlangen
Verderben spei'n —
Ohne Bangen
Dringen sie ein
In die mörd'rischen Reih'n,
Und der Feind mit Entsetzen,
Als ob höllische Geister ihn hetzen,
Fliehet wild,
Athemlos durch das Kampfgefild.
Da sprach der Feldmarschall, zum Freunde gewandt:
„Ich gebe sie nun in Deine Hand!" —

Wer ist der Freund, der Dritt' im Bunde?
O Lied, gieb von dem Dritten Kunde!
Der Dritt' in der preußischen Heldenschau,
Das ist der Neidhart von Gneisenau.
O Gneisenau, Gneisenau, hoher Held,
Wie sprengtest du ritterlich durch das Feld!
Wie jagtest du sie auf und auf,
Wie stürmtest du freudig drauf und drauf!
Die Freundin des Müden, die liebe Nacht,
Hat ihnen den Schlummer nicht gebracht;

Denn als sie entzäumet das dampfende Roß
Und sicher sich däuchten,
Da sprach, der am Himmel der Schmachtenden thront,
Der empfindsame Mond:
„Ich bin der Deutschen Bundesgenoß,
Der alten und der neuen;
Ich will sie erfreuen,
Ich will ihnen leuchten!“
Und fort nun rannten sie, fort und fort,
Und fanden die Ruh' an keinem Ort.

In jener Nacht,
Da ward das große Werk vollbracht;
In jener Nacht,
Da du,
Erbfeind der Ruh',
Zum letzten Mal vor uns gefloh'n,
Napoleon,
Da stürzt in lodernden Flammen
Dein gold'ner Thron zusammen!
Da sprach der Herr im Donner der Schlacht:
„Das deutsche Volk hat es gut gemacht!
Und also soll in Europa's Mitte
Des deutschen Volkes Sprach' und Sitte
Fortan besteh'n,
Bis einst der Erdball wird untergeh'n!“ —

9.

Blücherlied.

(E. M. Arndt.)

Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schaut, wie ihm leuchten die Augen so klar,
O schaut, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein!

Er ist der Mann gewesen, als Alles versank,
Der muthig auf zum Himmel den Degen noch schwang,
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Franzosen zu weisen die deutsche Art.

Er hat den Schwur gehalten, als Kriegsruf erklang.
Hei, wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang,
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen die Haare standen kraus,
Daß Tausende liefen gar hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.

Bei Katzbach an dem Wasser da hat er's auch bewährt,
Da hat er vielen Tausenden schwimmen gelehrt,
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab,
Und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze, nicht Burg;
Sie mußten wieder springen wie Hasen über's Feld,
Und hinterdrein ließ erklingen sein Hussa der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o schöne Ehrenschlacht!
Da brach er den Franzosen in Trümmer Glück und Macht;
Da liegen sie so sicher nach letztem, hartem Fall,
Da ward der alte Blücher ein Feldmarschall!

Drum blaset, ihr Trompeten, Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Sturmwind im Saus!
Du reite Glück entgegen zum Rhein und über'n Rhein,
Du alter tapfrer Degen, und Gott soll mit Dir sein!

10.

Der Trompeter an der Katzbach.

(J. Mosen.)

Von Wunden ganz bedecket,
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket,
Der Brust entquillt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.

Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüber dringet
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild.
Dort sitzt er auf dem Pferde
Als wie ein steinern Bild.

Und die Trompete schmettert —
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettert
„Victoria!“ in das Land.

Viktoria! — so klang es,
Viktoria! — überall,
Viktoria! — so drang es
Hervor mit kräft'gem Schall.

Doch als es ausgeklungen,
Setzt' die Trompet' er ab,
Das Herz ist ihm zersprungen,
Vom Roß stürzt er herab.

Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment.
Der Feldmarschall sprach leise:
„Das heißt ein selig End'!“ —

11.

Blücher am Rhein.

(Kopisch.)

Die Heere blieben am Rheine steh'n:
Soll man hinein nach Frankreich geh'n?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich geh'n ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?“ „„Der Feind? Dahier!““
„Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?“ — „„Paris? — Dahier.““
„Den Finger drauf, das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken über'n Rhein!
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!“ —

12.

Blüchers Rheinübergang.

(A. v. Stolterfoth.)

„Gott mit uns und nun zu Schiffe!
Du getreue Preußenschaar!
Steuert um die Felsenriffe
Glücklich mit dem Königsaar!“

Rief's, der kühne, greise Sieger,
Marschall Blücher, durch die Nacht,
Und es jubeln seine Krieger:
„Gott mit uns! So wird's vollbracht.“

Wilde Winterstürme brausen
Um die hohe Pfalz am Rhein,
Und die dunklen Schiffe sausen
In den Wogenkampf hinein.

Horch, da schlägt die zwölfte Stunde,
Und das Jahr beschließt die Bahn,
Jubel tönt aus jedem Munde,
Und die Gläser klingen an.

Aber sieh, ein ernster Zecher,
Gleich den Helden alter Zeit,
Schleudert seinen vollen Becher
In den Schwall der Wogen weit.

Denn er hört's mit dumpfem Grimme,
Daß ein langes Jahr vorbei.
„Vorwärts!“ ruft die Schlachtenstimme,
„Noch ist unser Rhein nicht frei!“ —

13.

Belle-Alliance.

(J. Sturm.)

Der Blücher war so lahm und wund,
Daß kaum im Bett' er liegen kunnt';
Doch stand er auf, rief nach dem Pferd
Und schnallte um sein schartig Schwert.
Da kam, um ihn erst einzureiben,
Der Feldscheer, doch der greise Held
Rief: „Narr, laß heut Dein Schmieren bleiben!
Denn geht's in eine andre Welt,
Ist's unserm Herrgott einerlei,
Ob ich einbalsamiret sei.“
Rief's, stieg auf's Pferd und commandirt:
„Vorwärts, ihr Kinder, nicht geziert!
Vorwärts! Laßt hoch die Fahnen weh'n!
Was gehen soll, das muß auch geh'n!
Ich hab's dem Wellington versprochen,
Und hab' noch nie mein Wort gebrochen.
Vorwärts! Und wenn zu dick die Reih'n
Der Feinde, schlagt mit Kolben drein!“
Und fort ging's muthig drauf und dran.

Da ging ein lust'ges Tanzen an;
Die Deutschen nahmen mit den Britten
Viel tausend Franzen in die Mitten
Und ließen sie nicht früher los,
Als bis sie endlich athemlos
Vom blutbedeckten Tanzplatz floh'n,
Voran ihr Held Napoleon.
Und als der Tanz vorüber war,
Umarmte sich das Heldenpaar
Und theilte ohne Neid den Kranz
Des Sieges bei Belle-Alliance.

14.

Blüchers Gedächtniß.

(L. Rellstab.)

Ich hab' einen muthigen Reiter gekannt,
Der wußte sein Roß zu regieren,
Er schwang seine Klinge mit mächtiger Hand,
Und wußte die Schaaren zu führen;
Er ritt in den Schlachten wohl immer vorauf:
„Hurrah! so rief er, frisch auf, frisch auf!
Wir fechten für König und Vaterland!" —
Den muthigen Reiter, den hab' ich gekannt.

Ich hab' einen mächtigen Feldherrn gekannt,
Der wußte den Tod zu verachten;

Der Sieg war an seine Fahne gebannt,
Er war der Löwe der Schlachten.
Er leuchtete vor wie ein strahlender Stern,
Dem folgten wir treu, dem folgten wir gern,
Dem schlug unser Herz, von Liebe entbrannt. —
Den mächtigen Feldherrn, den hab' ich gekannt.

Wir haben den Helden der Freiheit gekannt,
Er hat sich auf Lorbeern gebettet;
Wir haben ihn Vater Blücher genannt,
Uns alle hat er gerettet.
Die fränk'schen Ketten, er riß sie entzwei,
Er wünschte das Vaterland glücklich und frei.
Nun ist er gestorben und ruht unterm Sand!
Wir haben den Helden der Freiheit gekannt.

15.

Die Leipziger Schlacht.

(E. M. Arndt.)

Wo kommst du her mit dem rothen Kleid
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
„Ich komme her aus dem Männerstreit,
Ich komme roth von der Ehrenbahn.
Wir haben die blut'ge Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Weiber und Bräute klagen.
Da ward ich so roth!" —

Sag' an, Gesell', und verkünde mir:
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?
„Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht;
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und Tausenden mußte der Athem stocken
Bei Leipzig, der Stadt."

Wie hießen, die zogen in's Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?
„Die Völker kamen der ganzen Welt
Und zogen gegen Franzosen aus,
Die Russen, die Schweden, die tapfern Preußen,
Und die nach dem glorreichen Oestreich heißen,
Die zogen all' aus!" —

Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wer griff den Preis mit der Eisenhand?
„Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,
Die Welschen hat Gott verweht wie den Sand;
Viel Tausende decken den grünen Rasen,
Die übrig geblieben, entflohen wie Hasen,
Napoleon mit!" —

Nimm Gottes Lohn! Habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut.
Das klang wie himmlische Cymbeln hell,
Habe Dank der Mähr von dem blutigen Streit!
Laß Wittwen und Bräute die Todten klagen,
Wir singen noch fröhlich in späten Tagen
Die Leipziger Schlacht!

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal!
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheinet der Sonnenstrahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht!

16.

Aus den geharnischten Sonetten.

(Fr. Rückert.)

a.

Nun, Deutschland, horch mit hunderttausend Ohren,
Nun schau mit hunderttausendfachem Blicke
Hierher, wo gegenwärtig dein Geschicke
Im Kampfe blut'ger Wehen wird geboren.

Tritt hier hervor aus den verschloss'nen Thoren
Ein Kind des Siegs, so schüttle dein Genicke
Denn du bist frei, ja! — doch zur Knechtschaft schicke
Auf ewig dich, geht die Geburt verloren!

Wirf nieder in den Staub all' deine Glieder,
All' deine Kinder, Väter, Mütter, Bräute
Und zwing' Erhörung von dem Himmel nieder.

Denn deines Lebens Loose wirft man heute;
Knie und steh' auf vom Staub nicht eher wieder,
Als bis du tönen hörest Siegsgeläute!

b.

Tritt auf, Gigant, mein Lied und schlage Saiten,
Daß Deutschlands Busen jauchzend wiederklinge;
Denn es sind ausgeführet worden Dinge,
Dergleichen niemals sahen Ort noch Zeiten.

Europas Weltleib hat aus allen Weiten
Geschwellt die Adern, daß ihr Blutstrom springe
In Deutschlands großes Herz und es durchdringe
Mit neuem Leben aus des Todes Streiten.

Spiel auf, o Herz, in hellen Melodieen
Der Rettung Dank, daß du bist neugeboren
Durch Tausend, Tausend, die ihr Blut dir liehen.

Ruf, daß du lebst, laut in des Himmels Ohren,
Und bleich vor deinem Grimme müsse fliehen
Der Fürst des Tod's, in Korsika geboren!

17.

Auf Scharnhorst's Tod.

(M. v. Schenkendorf.)

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf des Todes Strahl.

„Kugel, raffst mich doch nicht nieder?
Dien' euch blutend, werthe Brüder;
Bringt in Eile mich nach Prag!
Will mit Blut um Oestreich werben,
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag."

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
Reißest alle Blüthen ab;
Nennen dich mit leisen Schauern,
Heil'ge Stadt, nach deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel

Seine Seele sanft geführt,
Zu dem alten deutschen Rathe,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

„Grüß euch Gott, ihr theuren Helden!
Kann euch frohe Zeitung melden:
Unser Volk ist aufgewacht!
Deutschland hat sein Recht gefunden;
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opferschlacht!“ —

Solches hat er dort verkündet,
Und wir alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei.
Heer, aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit wollt' er leben,
Scharnhorst ist er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher stand dem König keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben
Besser als in Stein und Erz.

Laß uns deine Blicke scheinen,
Darfst nicht länger mehr beweinen,
Schöne Gräfin, seinen Fall;
Meinen's alle recht in Treue.
Schau, dein Vater lebt auf's Neue
In des deutschen Liedes Schall!

18.

Andreas Hofer.

(J. Mosen.)

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken,
Der Sandwirth Hofer ging,
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: Gott sei mit Euch,
Mit dem verrath'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unter'm Schlägel vor,
Als nun der Sandwirth Hofer
Schritt durch das finstre Thor.
Der Sandwirth, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen;
Er sprach: das thu' ich nit!
Will sterben wie ich stehe,
Will sterben wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz.
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm das Land Tyrol!

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Und Sandwirth Hofer betet
Allhier zum letzten Mal;
Dann ruft er: Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!

19.

Der kühne Schill.

(E. M. Arndt.)

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Der führte sechshundert Reiter in's Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.

Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!

So ziehet der tapfere, der muthige Schill,
Der mit den Franzosen sich schlagen will;
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus!

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das fette Land mit französischem Blut;
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmenfranzosen hinaus,
Dann zogen sie lustig in's Pommerland ein,
Da soll kein Franzose sein Kiwi mehr schrein.

Auf Stralsund braust dann der reisige Zug.
O Franzosen, verständet ihr Vogelflug!
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind;
Es nahet der Schill und er reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Die der Wallenstein weiland belagert hat,
Wo der zwölfte Karolus im Thore schlief,
Jetzt liegen ihre Thürme und Mauern tief.

O weh euch Franzosen, jetzt seid ihr todt!
Ihr färbet die Säbel der Reiter roth!
Die Reiter, sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu tödten, das däucht ihnen gut.

O Schill, o Schill, du tapferer Held,
Was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viel kommen vom Lande, es schleichet vom Meer
Der Däne, die tückische Schlange, daher.

O Schill, o Schill, du tapferer Held,
Was sprengtest du nicht mit den Reitern in's Feld?
Was schließt du in Mauern die Tapferkeit ein?
Bei Stralsund sollst du begraben sein!

O Stralsund, du trauriges Stralesund,
In dir geht das tapferste Herz zu Grund!
Eine Kugel durchbohret das redlichste Herz,
Und Buben sie treiben mit Helden Scherz!

Da schreiet ein schnöder Franzosenmund:
„Man soll ihn begraben wie einen Hund,

Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben satt!"

So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenspiel, ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenschuß, ohne Flintengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

Sie schnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
Und legten den Leib in ein schlechtes Grab.
Da schläft er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

Da schläft nun der fromme, der tapfere Held;
Ihm ward kein Stein zum Gedächtniß gestellt;
Doch hat er gleich keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein!

Denn zäumet ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwinget ein Reiter sein blankes Schwert,
So rufet er immer: Herr Schill, Herr Schill,
Ich an den Franzosen euch rächen will!

20.

Schill.

(Geibel.)

O eine Eiche pflanzt auf diesen Hügel,
Die grünste sucht, soweit die Amsel ruft!
Sie streue Schatten auf des Helden Gruft,
Und Lieder rausch' in ihr des Windes Flügel!

Denn gleich dem Roß, das knirschet in die Zügel
Und scharrt und stampfet, spürt es Morgenluft:
So wittert er zuerst der Freiheit Duft,
Da Alles schlief, und schwang sich in den Bügel.

Fürwahr, o Schill, du warst ein echter Reiter,
Und schneller als die Zeiten rittst du gern,
Mit dir wie Blitze deine blanken Streiter.

Dein Jagdhorn klang: „Der Tag ist nicht mehr fern!"
Da ging der Morgen auf so roth und heiter,
Doch unter gingst du, schöner Morgenstern!

21.

Das Lied vom Gneisenau.

(E. M. Arndt.)

Bei Kolberg auf der grünen Au,
Juchheididei, juchheididei!
Gehts mit dem Leben nicht zu genau,
Juchhei, juchhei, juchhei!
Da donnert's aus Kanonen,
Da sä't man blaue Bohnen,
Die nimmer Stengel treiben,
Bei Kolberg auf der Au.

Bei Kolberg gab es flinken Tanz,
Juchheididei, juchheididei!
Um Mau'r und Graben, Wall und Schanz,
Juchhei, juchhei, juchhei!
Sie tanzen also munter,
Daß mancher wird herunter
Vom Tanzplatz todt getragen,
Bei Kolberg auf der Au.

Wie heißt die Braut, die Hochzeit hält?
Juchheididei, juchheididei!
Um die so mancher tanzend fällt?
Juchhei, juchhei, juchhei!
Stadt Kolberg heißt die Schöne,
Sie weckt die hellen Töne,
Wonach die Tänzer tanzen
Auf Kolbergs grüner Au.

Wie heißt ihr schöner Bräutigam?
Juchheididei, juchheididei!
Es ist ein Held vom deutschen Stamm,
Juchhei, juchhei, juchhei!
Ein Held von echten Treuen,
Daß sich die Deutschen freuen,
Und Gneisenau klingt sein Name
Auf Kolbergs grüner Au.

Bei Kolberg auf der grünen Au,
Juchheididei, juchheididei!
Da tanzt der tapfere Gneisenau
Juchhei, juchhei, juchhei!
Er tanzt so frisch und freudig,
Er tanzt so scharf und schneidig
Franzosen aus dem Athem
Auf Kolbergs grüner Au.

So gings auf Kolbergs grüner Au,
Juchheididei, juchheididei!
Mit Tod und Leben nicht zu genau,
Juchhei, juchhei, juchhei!
Und manchen Franzen haben
Sie nach dem Tanz begraben.
Der Tanz ging ihnen zu mächtig
Auf Kolbergs grüner Au.

Doch als es still ward auf der Au
Vom Juchjuchhei, juchheididei,
Da däucht es schlecht dem Gneisenau,
Er ruft: Ei, ei, ei, ei!

Er hasset die Franzosen,
Die armen Ohnehosen;
Nach England thut er reisen
Von Kolbergs grüner Au. —

Komm nun zurück, du frommer Held!
Juchheididei, juchheididei!
Und zieh' mit Deutschen froh in's Feld
Und rufe: Hei, juchhei!
Thu' einen Tanz noch wagen,
Wir woll'n die Wälschen jagen
Mit Dir und Deinem Degen
Von Deutschlands grüner Au.

Komm nun zurück aus Engelland!
Juchheididei, juchheididei!
Das Glück hat Alles umgewandt,
Juchhei, juchhei, juchhei!
Komm, laß dein Spiel erklingen,
Komm, laß die Welschen springen,
Wie Du sie springen ließest
Auf Kolbergs grüner Au.

22.

Borussia.

(G. R. Dunker.)

Wo ist das Volk, das kühn zur That,
Der Tyrannei den Kopf zertrat? —
Groß, unbezwungen steht es da,
Es ist dein Volk, Borussia!

Wie heißt das Land, wo recht Gericht
Den Stab dem mächt'gen Frevler bricht?
Wo Schutz dem guten Bürger nah?
Das Land, es heißt Borussia!

Da grünt des Lorbeers frisches Reis,
Des tapfern Kriegers hoher Preis;
Nicht mehr verläßt Viktoria
Ihr Heldenland Borussia!

Bescheid'nen Sinnes sieht ein Mann,
Mit Gott im Bunde, dankvoll an
Das Werk, das Dir durch ihn geschah;
Dein König ist's, Borussia!

Drum Segen ihm, der groß und recht,
Das Haupt vom kräftigen Geschlecht!
Gott bleibt mit seiner Hilfe nah
Dem König und Borussia!

Druck von Schröder & Nolcke (O. Schröder) in Berlin, Stallschreiberstr. 30.

Druck von Schröder & Nolcke (O. Schröder) in Berlin,
Stallschreiberstr. 30.

5/08